Versuch
einer
auf Thatsachen
gegründeten und freimüthigen
Charakteristik
der
Kaiser und Könige Deutschlands
von
Dr. Johann Georg Leuchs.

Erster Theil.
Von Karl dem Großen bis zu Heinrich
dem Heiligen.

Mit dem Bildniß Heinrich des Ersten, genannt der Vogler,
König der Deutschen.

Augsburg,
bei
Conrad Heinrich Stage.
1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dem

Durchlauchtigsten

Fürsten und Herrn,

Herrn

Karl Friedrich,

regierenden Markgrafen zu Baden und Hochberg,
Landgrafen zu Sausenberg, Grafen zu Sponheim
und Eberstein, Herrn zu Röteln, Badenweiler,
Lahr und Mahlberg, der Landvogtey
Ortenau und Kehl;

dem guten und verdienstvollen Fürsten,
den ganz Deutschland hochachtet,

widmet

seinen Versuch einer auf Thatsachen gegründeten
und freimüthigen Charakteristik der Kaiser
und Könige Deutschlands,

in aller Unterthänigkeit und tiefsten Ehrfurcht,

der Verfasser.

Vorrede.

Ich liefere hier einen Versuch einer auf Thatsachen gegründeten und freimüthigen Charakteristik der Kaiser und Könige Deutschlands. Ich sage einen Versuch — womit ich anzeigen will, daß ich diese Arbeit noch nicht über aller Critik glaube; wenn sie gleich mit meiner bisherigen Ueberzeugung völlig übereinstimmt. Ganz überflüßig wenigstens, war mein Unternehmen gewiß nicht; weil wir noch kein Werk haben, worinnen Deutschlands Oberhäupter ohne Rücksicht auf Panegyristen und schriftstellerische Autorität — allein nach Thatsachen oder Handlungen; den einzigen möglichst sichern Weg für die Nachwelt — charakterisiret wären. Den Maasstab womit ich meine Helden gemessen habe, kennen also meine Leser.

Ich habe gelesen, verglichen, geprüft, darüber nachgedacht, und mich fest überzeugt. Für meinen Maasstab möchte ich beinahe bürgen. Aber bei der großen Verschiedenheit desselben von den gewöhnlichen, ist es nun freilich sehr natür-

lich, daß manche Charaktere hier als groß, wenigstens als sehr erträglich erscheinen, die anderswo als klein — und manche bey mir als mittelmäßig oder klein dargestellet sind, die von Andern als groß gepriesen wurden. Meinem Plane getreu, habe ich die Thatsachen dem Resultat allemal vorangeschickt. Sie sind bekannt, und die Namen der Chronikschreiber welche sie uns aufgezeichnet haben, lesen wir in den unzähligen Systemen und Handbüchern der Reichshistorie. Ich habe also alle unnöthigen Allegaten sorgfältig vermieden, und bloß solche Schriften bisweilen angeführt, von welchen ich vermuthen konnte, daß sie nicht allgemein bekannt seyn möchten — oder die ich bei auffallenden Thatsachen nicht wohl umgehen durfte.

Historische Freimüthigkeit kann dem nicht auffallen, der Geschichte von Fabel zu unterscheiden weiß. Schmidt in der Vorrede zu seiner Geschichte der Deutschen und die daselbst angeführten Autoren, haben unter andern, sehr viel Wahres davon gesagt. Joseph der Zweite, Kaiser der Deutschen; Friedrich der Zweite, König von Preußen und deutscher Kurfürst; Gustav der Dritte, König von Schweden

den und deutscher Reichsfürst, nebst mehr andern, waren nicht dafür, daß man die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen solle. Ihre Verordnungen beweisen dieses. Viele noch lebende regierende Fürsten Deutschlands sind der nähmlichen Meinung. Wahrheit ohne böse Absicht gesagt, ist keine Beleidigung. Unter den Karolingern finden wir in der That nur einen einzigen ganz großen Charakter, — unter den Sachsen auch nur einen einzigen, höchstens zwei. Die übrigen von diesen beiden Stämmen waren gröstentheils mittelmäßig. In der Folge finden wir schon mehr wahrhaft große Regenten, die Deutschland Ehre machen. Es versteht sich, daß ich nicht bloß auf die Privatverhältniße meiner Helden, sondern auch auf den Einfluß, den sie mehr oder weniger auf Deutschland gehabt haben, Rücksicht nehmen mußte.

Ich hoffe nicht, daß meinen deutschen Mitbürgern auf dem Titul, die Worte: deutsche Kaiser und Könige statt römisch, auffallen werden. Sollten sie es aber doch, so will ich sie hier aufmerksam gemacht haben auf die Regierungen und Grundsätze eines Königs Ludwigs des

Deutschen und eines Heinrichs des Voglers, eines Konrads des Saliers, Friedrichs des Rothbarts und seines noch größern Enkels Friedrichs des Zweiten, Ludwigs des Baiern, Josephs des Zweiten, und mehr anderer. Letzterer nannte sich nicht leicht römischer Kaiser, sondern fast immer Kaiser der Deutschen; denn er war stolz darauf ein Deutscher zu seyn, und ein Beherrscher der Deutschen zu heißen. — Von dem Curialstil ist hier keine Rede. Ich sehe auch nicht ein, warum die Benennung eines römischen Kaisers besser klingen, oder vorzüglicher seyn soll als die eines Deutschen. Kein Mensch macht heut zu Tag, Deutschland als Deutschland betrachtet, den Kaiserthumstitul streitig. Man braucht kein Rom mehr dazu, und auf den Vorzug, daß unsere Kaiser von ihren Vorfahren her, als Nachfolger der alten römisch-heidnischen Kaiser anzusehen wären, wird man sich doch wohl nichts mehr zu Gute thun? da sonst die türkischen Kaiser von ihren Vorfahren, den alten griechisch-römischen Kaisern her, auf die nähmliche Benennung Ansprüche machen könnten. Zwar hat diese in ältern Zeiten kein Pabst zu Rom gekrönt, und kein römisches Volk ihnen die Erlaubniß da-

zu gegeben. Zwar haben sie bei den griechischen Kaisern deswegen nicht angefragt. Haben auch keine Besitzungen auf dem festen Lande von Italien. Allein wie leicht könnten sie diese Spitzfindigkeiten mit andern Gründen ersetzen, wenn dem Großsultan sein türkischer Kaisertitul nicht eben so werth wäre, als Joseph dem Zweiten sein Deutscher war, und Katharinen der Zweiten, ihr russischer noch ist.

Um allen Mißdeutungen vorzubeugen, erkläre ich hier, daß ich keinen Stand habe beleidigen wollen. Es gab zu allen Zeiten, und unter allen Ständen, gute und böse Menschen; und man schließt immer falsch, wenn man von einzelnen Fällen und Personen auf alle schließt. Die Geistlichkeit und der Ritterstand stifteten in dem Mittelalter Deutschlands freilich viel Böses — die Geschichte ist voll von ihren Gräueln. Aber eben diese Geschichte stellt uns auch aus beiden Ständen, nicht wenig Männer auf die uns mit ihrem Stande aussöhnen. Dieß zur Beherzigung, wenn man in meinem Werk auf Gemälde stoßen sollte, auf welchen die Farben zu grell aufgetragen zu seyn scheinen möchten.

Sollte

Sollte man glauben, daß ich für eine Charakteristik fast zu viel Geschichte eingewebt habe, so bedenke man, daß ich sie als nöthige Beweißmittel nicht ganz umgehen durfte. Ich hoffe nicht, daß die Leser lange Weile dabei haben werden; denn sie sind völlig unparteyisch erzählt, kurz und im Zusammenhange. Zudem wollte ich bei der Schilderung dieser Charaktere zugleich darauf aufmerksam machen, was solche jedesmal für einen nützlichen oder schädlichen Einfluß auf das Reich gehabt haben.

Irren ist menschlich. Ich bin auch ein Mensch — dazu nur ein gemeiner — zu bescheiden, als daß ich mich für etwas mehr ausgeben sollte; aber doch nicht unempfindlich gegen unbescheidene und ungegründete Critik. Ich bitte also, im Fall man meine Arbeit der Recensionen würdigen sollte, um Bescheidenheit und Gründe; mit der Versicherung, daß ich meine etwaigen Irrthümer mit Dank erkennen und verbessern werde.

Der Verleger läßt zu jedem Theil das Bildniß, des darinnen geschilderten musterhaftesten Charakters, von dem geschickten Nürnbergischen

Künst-

Künstler Christoph Wilhelm Bock stechen. Zu dem Bildniß Heinrichs des Voglers, welches diesen ersten Titul begleitet, sind dem Künstler zwei rare Schriften — lateinisches Original und deutsche Uebersetzung — mit prächtig und gut illuminirten Holzschnitten, aus der vortrefflichen Schaffer Panzerischen Bibliothek gütigst mitgetheilt worden (*). Außer diesen bediente er sich dazu noch der von Ebermeyerischen in Kupfer gestoche-

(*) Das Original führt den Titul: „Illustrissimorum „Ducum Saxoniæ præstantium sapientia, vir„tute et rerum fortiter ac utiliter gestarum glo„ria Heroum vivæ Effigies, ab anno Nativi„tatis Christi 842. usque ad annum 1571. ex „antiquis et fide dignis monumentis delineatæ „expressæ unacum singulorum elogiis. — Ex„cusæ Witebergæ, per Gabrielem Schnelboltz, „anno 1563.“ 4to.

Die Uebersetzung: „Abcontrafactur vnd Bildniß aller „Groß Herzogen, Chur vnd Fürsten, welche vom „Jahre nach Christi Geburt 842. biß uff das jetzige „1599 Jahr, das Landt Sachssen, Löblich vnd Christ„lich regieret haben. Sampt kurzer erklerung Ih„res Lebens, aus glaubwirdigen Historien zu„sammengetragen, vnd in deutsche Reime bracht. — „Wittenberg, gedruckt durch Lorenz Seuberlich, „Anno MDXCIX. Fol.“

stochenen Sammlung der Schaumünzen deutscher Kaiser und Könige (*).

Nach diesen Sujets also und meiner Charakteristischen Schilderung, entwarf der Künstler seinen Heinrich. Man darf sich schmeicheln, daß dieses Bildniß der Idee die man sich von dem großen und edlen Heinrich macht, mehr als irgend eines entspricht.

Geschrieben zu Nürnberg,
den 1. August 1795.

Der Verfasser.

Karl

(*) „Imperatorum a Julio Cæsare ad Carolum VI. etc. Series. — Excusa 1722. Fol.“ Man hat sie bisweilen einzeln, bisweilen aber ist sie mit nachfolgendem Werke verbunden: „Capita Deo„rum et illustrium Hominum, pacis bellique „artibus clarissimorum, nec non Hieroglyphica, „Abraxea et amuleta quædam, in Gemmis an„tiqua partim, partim recenti manu, affabre incisa, „quæ magno studio collegit Jo. Mart. ab Eber„mayer, Norimbergensis. Enarravit observa„tionibusque Historicis illustravit Erhardus „Reusch. Anno cIↃ IↃccxxi. Prostant Ex„emplaria Francofurti et Lipsiæ.“ Fol.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Karl I. (*)

771. — 814.

Die Geschichte der Deutschen stellt uns aus jenen barbarischen Zeiten des achten und neunten Jahrhunderts, einen Mann auf, dem die Natur keine ihrer besten Gaben versagt hatte. Einen Mann, der mit fast unglaublichem Muthe und Entschlossenheit sich bald den halben Welttheil Europa nicht nur unterwarf, sondern auch im Respekt hielt. Einen Mann, dessen Blick in das Innerste der Sache drang, der mit gleicher Schnelligkeit die wichtigsten Angelegenheiten, wie die unbedeutendst-scheinenden Gegenstände auffieng, und der, so viel möglich, alles selbst einsah — alles selbst ordnete. Einen Mann, der seine Landsleute aus ihrer Dunkelheit riß, und zum Schrecken der benachbarten Nationen machte. — Kurz, Karl den Großen, den Sohn König Pipins des Kurzen und der Berta, einer Tochter Graf Herberts zu Loudun.

Bei

(*) Vorgelesen der Versammlung des Pegnesischen Blumenordens den 11. August 1794.

Bei all diesen großen Eigenschaften hatte doch auch Karl wieder seine sehr großen Fehler. Laster, die seine Tugenden verdunkelten, und ihn wenigstens weit unter seinen Enkel, Ludwig den Deutschen, setzen. Indem ich jetzt Karls Charakterzüge hier sämmtlich zusammenstelle, werde ich mich von den Geschichtschreibern dadurch in etwas entfernen, daß ich nicht blos seine gute, sondern auch seine schlimme Seite berühre. Karl ward im Jahr 742. den 10. April zu Aachen gebohren, in einem Zeitalter und in einem Lande, worinnen der Krieg und die Jagd den Werth des Mannes entschieden. Die Bischöfe und Aebte dachten sich im alleinigen Besitz der Gelehrsamkeit zu befinden, indem sie den größten Unsinn und Aberglauben predigten, und die lateinische und griechische Sprache radbrechten. Die Mönche, ihre Subalternen, waren so unwissend, daß sie weder lesen noch schreiben konnten. Solche Leute waren Karls erste Lehrer, unter deren Pädagogik seine Talente hätten erstickt werden müssen, wenn ihm nicht sein ungemeiner Verstand — seine unermüdete Geduld — seine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften und der Umgang mit den damals bekannten Gelehrten, zu Hülfe gekommen wären. Ich nenne hier den Pabst Hadrian den Ersten, Eginhard, Karls Geheimschreiber und Eidam, und den Angelsachsen Alcuin. Er sprach deutsch, griechisch und lateinisch; war nicht nur Freund der Gelehrsamkeit, sondern auch aller damit verschwisterten Künste. Er legte eine Bibliothek an, stiftete eine Akademie der Wissenschaften, sammelte die alten Heldenlieder, und war willens, selbst eine deutsche Grammatik zu schreiben. Man weiß, daß er öfters blos deswegen nach Rom

reiste,

reiste, um Nahrung für seinen Geist, und Urbilder und Künstler zur Verschönerung seines Aachen zu holen, das er zu einem zweiten Rom zu machen sich vorgenommen hatte. Kein Ort in der Welt gieng ihm über Aachen; so wahr ist es, daß das menschliche Herz viel inniger und enger an dem Geburtsort und Vaterland hängt, als an allen auswärtigen noch so schönen Städten und ergiebigen Ländern. Karls Verdienste um die Landwirthschaft, Handel und Wandel, um Staatsverfassung, und Ruhe und Ordnung in seinen weitläufigen Staaten, liest man in seinen Capitularien und in mehrern Geschichtbüchern. Ich übergehe sie: und bemerke ihn hier nur als den Erbauer Hamburgs und anderer Städte. Erfurt, Forchheim und Regensburg waren seine blühendsten Handelsstädte. Er minderte den überhand genommenen Aberglauben, und gab sich alle Mühe, durch Errichtung seiner Klosterschulen, alter und neuer Bißthümer (*), und durch sein Homiliarium seinen Völkern bessere Begriffe von der christlichen Religion beyzubringen. Dem Kriegswesen gab er eine neue Gestalt, und verband nach Art der Longobarden, unter dem Namen der Lehen, gewisse Rechte und Beneficien damit. Das Pferdefleischessen verbot er blos aus der Absicht, um mehr Pferde zum Kriegführen zu haben. Er heftete seine Aufmerksamkeit allenthalben hin. Nicht selten auf seinen Kriegszügen mitten in Sachsen, dachte

 und

(*) Die Bißthümer Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Elze, Mimmigard oder Münster, verdankten ihm ihre Entstehung, und Salzburg die Erzbischöfliche Würde.

und arbeitete er für Italien und Spanien, und eben so sorgte er oft in Rom für Deutschland und Ungarn. Seine Siege über die Aquitanier, Longobarden, Sachsen, Friesen, Slaven, Baiern, Saracenen und Avaren, geben ihn als den größten General seiner Zeit zu erkennen — verursachten, daß sein Name in weit entlegenen Ländern gefürchtet wurde, und ihre geängstete Fürsten um seine Freundschaft zu buhlen anfiengen. Zwar mißt man seine Siege viel dem Glücke bei, das ihn überallhin begleitete. Allein dieser Einwurf schwächt seinen Ruhm nicht im mindesten. Wäre er nicht so schon der schlaue und tapfere Mann gewesen — hätte er ruhig zu Hause gesessen und die beste Zeit und Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen, so würde Fortuna ihm umsonst auf halbem Wege entgegen gekommen seyn. Karl unterwarf die obengenannten Völker alle seinem Zepter, und breitete dadurch seine Macht über einen ungeheuren Strich Landes aus, von welchem sein väterliches Erbe kaum der dritte Theil war.

Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß man Karln theils zuviel Ehre erzeige, theils Unrecht thue, wenn man seinen Eifer für die christliche Religion, für Frömmigkeit oder blinde Anhänglichkeit an den Pabst hält. Karls eigene Handlungen zeugen von keiner sonderlichen Frömmigkeit, und eine blinde Anhänglichkeit an den Pabst vertrug sich durchaus nicht mit seinem unbändigen Stolz. Er erlaubte und durfte seinem Volke nicht erlauben, was er sich erlaubte — er, der eben so sehr Politiker, als wahrer Exlex war, und keine Eroberungen hätte machen können, wenn seinen alten und neubekehrten Christen nicht zuvor wäre einge-

eingepredigt worden, daß man dem Oberhaupt zunächst nach Gott, ohne zu untersuchen, gehorchen, und allenthalben hinfolgen müsse, von der Elbe nach dem Ebro; hernach an den Po, und dann wieder an die Elbe. Der Grund seiner Senden oder Sendgerichte lag mehr in seinem politischen als theologischen System. Alle Umstände aus Karls Geschichte zusammen gehalten, bestärken mich, daß er die Religion für das genommen habe, wofür sie viele jüdische und heidnische Regenten zuvor — und viele christliche und heidnische hernach, auch genommen hatten — für den Kappzaum des Volks. Christus regnat, Christus vincit, ließ er auf seinen Katechismum setzen — ich meine das Schwert, das unter den Reichskleinodien zu Nürnberg aufbehalten wird. Fast wollte ich schwören, daß er selbst sich das nicht dabei gedacht habe, was sich heut zu Tage der Neugierige bei dessen Anblick denken mag. —

Karl ließ es zwar gerne geschehen, daß sein Freund, der Pabst, ohne ihm selbst zu nahe zu treten, die Mühe der Hauptwache über die Seelen und das Gewissen seiner Unterthanen, zum Besten des Regenten, übernahm; aber weiter räumte er ihm nichts ein. Er war viel zu eifersüchtig auf seine Macht und Würde, hielt strenge darüber und vergab ihr nichts; im Gegentheil suchte er sie immer glänzender zu machen. Er nahm von dem Pabste, wenn er eben bei guter Laune war, wohl freundschaftlichen Rath an, aber keine Vorschrift. Als ihm Pabst Stephan der Dritte von der Heirath der Tochter des Longobardischen Königs abmahnte, und sehr auf diese Prinzessinn loszog, kam er erst recht auf den Einfall, sie zu heirathen.

Er setzte seine Bischöfe, Aebte und Priester selbst ein und ab. Die Päbste durften sich da nicht einmischen, wenn sie nicht seine schwere Ungnade fühlen wollten. Sie kamen zwar dann und wann auf seine Concilien, oder schickten ihre Gesandten; aber er selbst präsidirte als höchster Bischof seiner Staaten, und diese waren blos aus Gefälligkeit, aus Furcht, aus Eigennutz gekommen, um die Kirchenversammlungen des stolzen und eitlen Karls durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, mit ihrem Rath zu unterstützen — und sich von seiner Großmuth gelegenheitlich wieder andere Gefälligkeiten dafür zu erbetteln. So bewies er allenthalben, daß der Bischof in Rom ihm und seinem Lande wider seinen Willen nichts zu befehlen habe, sondern nur höchstens seinen Bischöfen — nach des heiligen Bonifaz Einleitung, um Geld und gute Worte, ein römisches Pallium schicken könne. Demungeachtet ließen die Päbste keine Gelegenheit vorbeigehen, sich ihm gefällig zu machen, indem sie seinem Stolze schmeichelten. Dahin gehört ganz unstreitig auch, der von den Päbsten so fein angelegte Plan mit der römischen Kaiserwürde, den sie um so mehr erreichen konnten, als ihnen ohnehin Karls Macht wohl dabei zu Statten kam — und das römische Volk, der schwachen griechischen Regierung zu Konstantinopel müde, sich selbst keinen bessern Schutzherrn wünschen mochte, als den mächtigen und furchtbaren Karl. Zuerst mußte Karl den Titel eines römischen Patriciers annehmen, um Einfluß in die Angelegenheiten der Römer zu bekommen; dann sich mit den Longobarden entzweien, um zwei Absichten zugleich zu erreichen. Das römische Volk rief ihn also in der Folge zum Kaiser aus, und der Pabst

Leo der Dritte fügte die Krönung hinzu. Eine Handlung die weder der neue Kaiser, noch dieser Pabst zu Behauptung der Kaiserwürde für nothwendig gehalten haben (*).

Karl nahm die Krönung blos aus der ihm völlig eigenen Liebe zur Pracht an, und weil er sie nun einmal beliebt hatte, so gönnte er sie freilich lieber dem vornehmsten Bischof, als einem andern — lieber dem Bischof des Orts selbst, (der noch über dieses so schmeichelhafte Entwürfe machen konnte,) als einem seiner auswärtigen deutschen Bischöfe. Er scheuete keine Kosten, wenn er seine Größe zeigen — oder seine Absichten erreichen wollte, und war bis auf die geringste Kleinigkeit sparsam, wenn es anfieng, ihm am Gelde zu gebrechen, oder wenn er die Treue seiner Leute auf die Probe setzen wollte. Daraus muß man sich das Widersprechende in seinem Charakter erklären, wie er nämlich bald sein geliebtes Aachen mit großem Kostenaufwand verschönern — dem Pabst einen Theil seiner avarischen Schätze schicken — eine Menge kostspieliger Hofämter einführen — und bald wieder sich die Berechnung seiner Meierhöfe vorlegen, und darinnen den Abgang einiger Eyer ꝛc. ahnden konnte. Karl scheint also eigentlich das gewesen zu seyn, was man heut zu Tage einen genauen Mann, das heißt, einen vernünftigen Haushalter nennt — das Mittel zwischen Verschwender und Geizhals. Es ist kein Zweifel, daß er sich nicht selbst ge-

 fühlt

(*) Gleichwohl nahmen davon die folgenden Päbste die erste Veranlassung, durch die Verweigerung der Krönung, Deutschland und seine Kaiser, viele Jahrhunderte hindurch, zu tyrannisiren.

fühlt habe, und es schmeichelte ihm gar sehr, sich allenthalben gefürchtet und bekomplimentirt zu sehen. Seine Eitelkeit fand es sehr natürlich, daß man in der Meinung stund, jede gute Anordnung rühre unmittelbar und einzig und alleine von ihm her. Sein Geheimschreiber Eginhard, ein Mann, der mitten in jenen barbarischen Zeiten feines Gefühl, höfliche Sitten und edlen Anstand mit zierlicher Sprache verband, und der von der Höhe des großen Hofes, an dem er lebte, die Welt im Großen und Kleinen sahe, die Geschäffte kannte, und den besten Theil seines Lebens darinnen verbracht hatte — dieser Mann, Karls rechte Hand, hatte sicherlich viel Antheil an seinem Regierungsplan — war aber viel zu sehr Hofmann, um sich das Geringste davon zuzueignen. Wären auch wirklich die Entwürfe von Karls gelehrten und staatsklugen Freunden — einem Eginhard, Alcuin und Pabst Hadrian I. gewesen — hätte er auch blos das Verdienst der Ausführung gehabt — doppelte Ehre für ihn dennoch, der seine Rathgeber so gut zu wählen verstund. — Er nahm es nicht übel, daß der Pabst Stephan der Dritte, ihn den Großen, den Weisen, den Edlen, den überaus berühmten Sohn eines großen Königs — und seine Franken die vornehmste und über alle andere weit erhabene Nation nannte. Er selbst nannte sich in seinen Urkunden vom Jahr 800-814. Serenissimum Augustum, a Deo coronatum magnum Imperatorem &c. Solche Eitelkeiten sind einem Manne, der in gewisser Rücksicht wirklich groß war, leicht zu verzeihen. Wenn lange, lange nachher ein Ludwig XIV., der Andere für sich hat streiten und regieren lassen, während er mit seinen Höflingen schäckerte — mit seinen Maitressen

Kinder zeugte — und ruhig die Schuldenlast seiner Nation auf 2600 Millionen Livres (die nach heutigem Fuß 4550 Millionen betragen) hinaufschwellen sah, sich, ohne zu erröthen, den Großen nennen ließ. Wenn ein Ferdinand von Arragonien, der seine besten Unterthanen theils aus dem Lande jagte, theils zum erstenmale förmlich braten ließ — ohne zu erröthen, den Titel des Aechtglaubigen annehmen konnte. Wenn ein Johann II. von Portugall, der seinen Verwandten Braganza, aus angeblicher Staatsklugheit und banger Vorsicht seiner Sicherheit halben, beim Kopf nahm — dann Kläger und Richter zugleich war — und ihn so in weniger als fünf und zwanzig Tagen abschlachten ließ, — ohne zu erröthen, sich sogar den Vollkommenen nennen hören konnte. Wenn man, sage ich, diesen und vielen andern hier nicht genannten, blos eingebildeten großen, ächtgläubigen und vollkommenen Monarchen eine große Portion Eitelkeit nicht verdachte, so wird man unserm Karl, der viele, gute und große Eigenschaften wirklich besaß, eine kleine Portion nicht verdenken. Aber man muß sich in der That wundern, daß Karl seinen andern Tituln auch den noch hinzufügen konnte: *Pacificus* Imperator — qui ex misericordia Dei Rex Francorum & Longobardorum. Sollte die Welt den für einen friedliebenden Kaiser halten, der in der That der allerunfriedliebendste war? Sollte sie glauben, daß die Art und Weise, wie er sich zum Alleinherrscher der fränkischen Monarchie und des Königreichs Italien machte, Gott wohlgefällig gewesen seye? — Doch dafür ließ er seine Priester sorgen. Es kann einem aufmerksamen Beobachter überhaupt nicht verborgen bleiben, daß dieser in vielen Rück-

sichten große Mann, selbst fast immer anders handelte oder dachte, als er sprach. Er begnügte sich schon, wenn ihn nur seine Unterthanen für besser hielten, als er war. Und man irrt sich in der That sehr, wenn man glaubt, daß sein Privatvortheil dem Glück seiner Länder nachstand. Unbändige Eroberungssucht war die Achse, um welche sich das große Rad seiner Handlungen drehete. Damit ihm nichts fehlen möge, was der Ausführung seiner Absichten im Wege seyn könnte, so hatte ihm die Natur ein überaus majestätisches Ansehen gegeben, und eine Größe und Leibesstärke, die sich am besten aus seinem kaiserlichen Ornat abmessen läßt, der in Nürnberg aufbewahret wird, und dessen Last schon manchen seiner Nachfolger in einer Stunde mehr zusammen preßte, als ihn in einem ganzen Tag.

Wenn man Karln nach dem Maaßstabe mißt, womit gewöhnlich der Historiker und Biograph zu messen pflegen, so muß man allerdings gestehen, daß weder in noch außer Europa, weder vor noch nach ihm, Jemand den Beinamen des Großen so sehr verdient habe, als er. Ich würde dieses Urtheil unterschreiben, wenn er weniger Eroberer, und mehr Landesvater gewesen wäre. Allein seine Eroberungssucht verursachte, daß er sich aller Fehler der Eroberer theilhaftig machte, die seine übrigen großen Tugenden wieder gar sehr verdunkelten. Er erlaubte sich in diesem Falle jedes ungerechte Mittel, um seinen Endzweck zu erreichen. Als er Lust zu dem Lande seines Schwiegervaters, des Königs der Longobarden bekam, suchte er diesen zuerst dadurch aufzubringen, daß er ihm seine rechtschaffene Tochter, ohne alle Ursache — seinem geleisteten

Eide,

Eide, sie in Ehren zu halten, zuwider, und gegen den Rath seiner gutdenkenden Mutter und aller Edlen — nach Hause schickte. Der Vater konnte diesen Schimpf nun freilich nicht verschmerzen, und that, was jeder andere an seiner Statt auch gethan haben würde. Er traf Vorkehrungen, sich an seinem pflichtvergessenen Eidam zu rächen. Dieß war's, was Karl haben wollte. Jetzt fiel er ihm unversehends in's Land, nahm Vater, Mutter und Tochter gefangen, schickte jenen nach Lüttich ins Elend — diese in's Kloster — und riß das Land an sich. — Den Herzog von Friaul, Rodgaud, welcher sich des unglücklichen und geflüchteten Sohnes des Longobardischen Königs annahm, bekam er gefangen. Er ließ dem Volke weißmachen, daß er selbst nach der Longobardischen Krone getrachtet habe, und ihm darauf ohne weiters den Kopf abschlagen. Sein Land gab er einem andern, der ihm Treue gelobt hatte.

Als er Baiern unter seine Oberbotmäßigkeit haben wollte, muthete er zuerst dem Herzog Tassilo, der aus weit älterm fürstlichen Geblüte als Er selbst war, zu, daß er seine Lehenherrschaft anerkennen sollte. Gezwungen that dieß Tassilo. In der Folge benützte er die Abwesenheit Karls sich frei zu machen. Nun schrie dieser über Irreligiosität und Pflichtvergessenheit, ließ ihn zum Tode verurtheilen, und gab sich das Ansehen eines sehr gnädigen Herrn dadurch, daß er ihn damit er seine Rechte nie mehr geltend machen konnte — nur zum Kloster das ist zu ewiger Gefangenschaft verdammte, worauf er Baiern ganz an sich riß. Die Sachsen die ihn nie anders beleidigt hatten, als

daß

daß sie nicht gutwillig die Fesseln der Sclaverei tragen wollten, nöthigte er durch die gewaltsamsten Mittel dazu, durch Krieg, Hunger, die Hinrichtung ihrer Edlen und alle nur ersinnliche Drangsale, und zuletzt durch die christliche Religion, die er ihnen mit dem Schwert in der Hand predigte. — Die Avaren überzog er deswegen mit Krieg, weil sie reich waren. Erst nahm er ihnen ihre Schätze und dann unterwarf er sie seinem Scepter. Das sind nur einige Proben von Karls Politik, Religiosität und Kriegsmanier. Man findet fast das nämliche bei all seinen Eroberungen. — Sein Stolz und seine Eroberungssucht machten ihn zu dem größten Despoten seiner Zeit — zur Geisel seiner Völker, die er von einem Lande in das andere mit sich herumschleppte, und sie ihr Vaterland, ihre Weiber und Kinder mit dem Rücken anzusehen zwang. Eben diese Eroberungssucht verursachte, daß er weit mehr verdarb als er gut gemacht zu haben wähnte, indem er dem Lande die Leute nahm, die es seiner Meinung nach anbauen und bevölkern sollten. Sie verursachte endlich, daß er durchgehends mehr gehaßt als geliebt wurde. — So wenig geliebt, daß die äußerst gemißbrauchte Treue seiner Völker zuletzt seinen Tod für die größte Wohlthat ansah — und sich ihn mehr als einmal vom Halse zu schaffen suchte. —

Während Karl unaufhörlich nach neuen Ländern haschte, wurden seine väterlichen Erblande auch noch ein Raub der Bosheit und des Eigennutzes seiner zurückgebliebenen Beamten, indem diese sich indessen jedes Mittel erlaubten, um sich zu bereichern und die armen Landleute um Vermögen und Freiheit zu bringen. Von Voltaire und

Pilati

Pilati (*) muthmaßen, daß Karl selbst Schuld an dem Tode seines Bruder Karlmanns gewesen seye. Schmidt (**) findet diese Muthmaßung nicht wahrscheinlich. Ich finde sie nach allem dem, was ich vorausgeschickt habe, sehr wahrscheinlich. Karl war nie gut mit seinem Bruder, weil er die Macht mit ihm theilen mußte. Ein unerträglicher Gedanke für den stolzen eroberungssüchtigen Karl. Zeugnisse sind freilich nicht da. Wer sollte zeugen? Eginhard, der vielleicht wirklich nichts darum wußte, weil er damals mit Karln noch nicht bekannt war, oder der wirklich nichts schrieb, was nicht Karl gerne sah? Warum gab Karl seinen Neffen ihr väterliches Erbe nicht zurück? Warum ließ er sie und ihre Mutter zu unbekannten Nationen flüchten? Warum verfolgte er sie dort und ihre Anhänger, statt sie zu trösten? Eben so wenig kann ich mich überzeugen, daß die in seines Bruders Ländern befindlich gewesene Große ihn aus eigenem Antrieb zum Regenten haben wollten. Die Flucht mehrerer dieser Großen zugleich mit den rechtmäßigen Thronerben, bestättiget diese Muthmaßung wenigstens nicht. Uebrigens aber bedenke man noch einmal, daß Karl der Günstling des Pabsts, am Geiste seinen Zeitgenossen wirklich weit überlegen war und eine wohlgeübte Armee hatte. Auf diese Weise wußte er wohl die Zweifel der andern Großen zu heben — und sich zum Meister des Willens und Gewissens des geraubten Erbes zu machen.

Karl

(*) Geschichte des deutschen Reichs und Italiens, I. Thl.

(**) Geschichte der Deutschen, I. Thl. S. 403. Note F. u. 422.

Karl war ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts. Er hatte nach und nach nicht weniger als fünf Gemahlinnen gehabt, und noch in seinem hohen Alter war er nicht gleichgültig gegen die Reize der verwittibten griechischen Kaiserinn Irene, die ihn aber nicht sonderlich geliebt haben mag, und daher von einer Zeit zur andern aufzog. Vielleicht scheuete sie seine ehelichen Grundsätze: denn in der That war er gewohnt seine rechtmäßigen Gattinnen nicht besser zu behandeln als seine Beischläferinnen. Die Geschichtschreiber nennen uns von diesen Letztern nur sechse; aber es waren unstreitig weit mehr. Eheliche Kinder hinterließ er eilfe — bekannt gewordene uneheliche sieben. Karl war unstreitig mehr zärtlicher Vater als guter Ehemann. Er hatte aber bald die Fürsten herum so klein gemacht, daß sein Stolz keine Eidame mehr finden konnte und seine Töchter verzweifeln wollten für lauter väterlicher Zärtlichkeit und Wache über ihre Keuschheit, veralten zu müssen. Bekanntlich vereitelte in diesem Falle die Natur seine stolzen Plane, und die Politik rieth ihm hernach zu geschehenen Sachen stille zu schweigen und mit geringern Eidamen fürlieb zu nehmen. Drei Jahre vor seinem Tode begegnete ihm ein Unfall der ihm in der That sehr zu Herzen gieng, der seinen Plan den er mit der Erbfolge vor hatte über den Haufen warf — und seinen Character umzustimmen ganz alleine vermochte. Dieß war der Tod seines Erstgebohrnen, auch Karl, der ganz alleine fähig war, sein Nachfolger zu werden. Tapfer und groß, wie dieser, war er bereits aus mehrern Schlachten siegreich zurückgekehrt und hatte die väterlichen Trophäen nicht wenig vermehrt. So ward er die Hoffnung der Völker und der Stolz des Vaters.

Er war ganz alleine unter dessen Aufsicht aufgewachsen, während sich dieser der Vater bloß begnügt hatte, den zweiten Sohn Pipin über Italien und den dritten Sohn Ludwig über Aquitanien zum Könige gesetzt zu haben. Kurz darauf starb auch Pipin, und da nun Ludwig der Erbe des Kaiserlichen Namens und des größten Theils der weitläufigen Länder werden sollte, so fühlte der Vater jetzt mehr als jemals den Unterschied zwischen dem ältesten uud jüngsten seiner Söhne, und daß dieser Letztere die Kunst so weitläufige Staaten zu regieren — sich selbst und seinen geistlichen Freunden überlassen, in seinem Aquitanien nicht habe lernen können. Karl that nun auf einmal Verzicht auf alle weitere Eroberungen, und lebte jetzt zum erstenmale bloß seinen Unterthanen. Er zog Ludwigen an den Hof, machte ihn zu seinem Mitregenten und hatte dabei die Absicht ihm die Liebe und Treue aller Unterthanen zu versichern. Karl mag bei der Herannäherung seines Todes wohl gefühlt haben, daß er seinen Unterthanen das in der That nicht gewesen seye, was er ihnen gewesen zu seyn wähnte. Er suchte daher zuletzt noch gut zu machen, was gut zu machen war, indem er die Regierung zwar seinem Sohn Ludwig übergab, er selbst aber sich in ein Kloster verschloß, worinnen er zugleich bethete, Almosen spendete, seinen Nachfolger beobachtete, und im Verborgenen leitete, und für ihn und sein Volk arbeitete. Der Tod überraschte ihn im siebenzigsten Jahr seines Alters, nachdem er sieben und vierzig Jahre lang regiert hatte, über einer Herstellung des Textes der vier Evangelien — einer Arbeit, (sagt Schmied) die so wenige auch von denen welche Amtshalber berufen sind, die Schrift auszulegen, bei gesunden

Tagen übernehmen möchten. Sein Körper ward zu Aachen, seinem Lieblingsorte, in der von ihm prächtig erbauten Mariäkirche beigesetzt, und sein Geist, aus Dankbarkeit von den Päbsten, in der Folge unter die Heiligen aufgenommen.

Wenn ich Karln an der Reihe der deutschen Kaiser, als den Großen bezeichnet, erblicke, so denke ich mir dabei: Seine Regierung war glänzend von außen; äußerst drückend von innen. Er war der größte Eroberer, der größte Monarch unter ihnen; groß als Gesetzgeber und Soldat; in der Einbildung ein Landesvater, aber nicht in der That.

Ludwig

Ludwig I.

814. — 840.

Hier haben wir einen Mann vor uns, der den Beinahmen des Frommen führt, und der von den meisten Geschichtschreibern sehr herabgewürdigt, und nur von wenigen in Schutz genommen worden ist. Sein Vater Karl der Große, hatte ihn mit seiner dritten Gemahlinn Hildegard aus Schwaben, gezeugt. Geboren ward er im Jahre 778. Ludwig hatte das noch heut zu Tage fast gewöhnliche Schicksal der jüngern Prinzen eines Hauses, welche, weil alle Aufmerksamkeit nur auf den präsumtiven Thronerben geheftet ist, vergessen, und dem Ungefähr überlassen werden. Man hält ihnen zwar wohl Lehrer und Hofmeister, aber um die Art und Weise des Unterrichts, kümmert man sich weiter nicht viel. So sind schon mehrere der besten Köpfe verdorben worden, welchen die Natur bei aller Anlage zum Guten, nicht Festigkeit des Charakters, um sich allenfalls selbst bilden zu können, sondern statt derselben ein sehr gutes Herz gegeben hatte. Dieses ist allerdings eine wahre Wohlthat, wenn es unter den Händen vernünftiger und gutdenkender Menschen modulirt — hingegen ein wahres Unglück, wenn es von habsüchtigen und eigennützigen Personen geleitet wird. Der herzensgute Ludwig, nicht für die Regierung der weitläufigen und unruhigen — erst unlängst eroberten Staaten seines Vaters — sondern nur für Aquitanien bestimmt, muß einzig und al-

leine nach diesen Prämissen beurtheilt werden. Er war zur Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und Großmuth, zum Frieden, zur Versöhnlichkeit und Gottesfurcht geneigt. Ein Freund der Wissenschaften und Künste wie sein Vater, redete er die lateinische Sprache so fertig als seine Landessprache, und verstand wenigstens auch griechisch. Dem arbeitsamen Landmann war er mehr zugethan, als dem Krieger und dem Großen des Landes. Er bewieß sich bei der Vollstreckung des Testaments seines Vaters, so großmüthig und edel, daß er von den hinterlassenen außerordentlich beträchtlichen Schätzen, nicht einmal seinen Antheil nahm, sondern ihn seinen Vettern und Schwestern überließ. Er hatte kaum die Regierung angetreten, als er schon blos in der Absicht einen Reichstag hielt, um die Gerechtigkeit herzustellen, und den Bedrückungen des Volks abzuhelfen. Er schickte nach Vollendung desselben, seine Abgeordnete im ganzen Reiche herum, um Handlungen zu vernichten, die bei seines Vaters Lebzeiten auf eine ungerechte Art vorgenommen worden waren — um in seinem Namen der gedrückten Unschuld Recht zu verschaffen, und den Druck der Minister, Grafen und Beamten abzustellen. Seinen Sohn Lothar, der ihm in der Folge sehr oft großes Herzeleid, und mit Beihülfe der Bischöffe die größten Beschimpfungen angethan hatte, vergab er immer wieder. Statt daß Karls Politik und Eroberungssucht, die schlimmen Nachbarn, die Normänner, bei schicklicher Gelegenheit gedemüthiget, und daraus Nutzen gezogen haben würde, nahm Ludwigs Großmuth und Gerechtigkeit ihren Prinzen Harald in Schutz, und bemühete sich, ihm sein Recht wieder zu verschaffen. Sogar den Pabst

(Leo)

(Leo) verschonte seine Gerechtigkeit nicht; denn als dieser mehrere vornehme Römer hatte hinrichten lassen, so ließ er ihn durch seinen Enkel Bernhard, König von Italien, zur Verantwortung ziehen. Das ehemalige Bißthum zu Halberstadt, und Erzbißthum Hamburg, verdankten ihm ihre Entstehung, so wie die noch heut zu Tage berühmte Abtey zu Corvey, das Stift St. Cornelii Münster bei Achen und das Stift bei Hervorden. Das Bißthum Elze verlegte er nach Hildesheim. Diese Stiftungen sind eben sowohl seiner löblichen Absicht, Religion, gute Sitten und Wissenschaften zu befördern, als seinem natürlichen Hang zur Frömmigkeit zuzuschreiben. Ueber dieses machte er noch die Verordnung, daß in den drei vornehmsten Städten des Reichs öffentliche Gymnasien errichtet werden sollten. Ueberhaupt hat Ludwig viele und mancherlei gute, nicht blos kirchlich und klösterliche Verordnungen gemacht, die noch bis auf unsere Zeiten gekommen sind, und von seinem guten Herzen und löblichen Eigenschaften zeugen.

Ludwig müßte also ein ganz anderer Mann geworden seyn, wenn er unter der Aufsicht seines Vaters und am trefflichen Hofe desselben, die Kunst zu regieren — Theorie mit Erfahrung — Menschenliebe mit Menschenkenntniß, und Herzensgüte mit Politik zu verbinden hätte lernen dürfen. Wenn er sich da in frühern Jahren, ehe noch Vorurtheile Wurzeln bei ihm fassen konnten, praktisch hätte überzeugen können, daß die Grundsätze des Privatmannes unmöglich immer die des Regenten seyn können und dürfen, wenn Ordnung im Staate erhalten wer-

den — und Privatverhältnisse nicht das Verhältniß des ganzen Staats verschlingen sollen. Seine Länder würden dann im Grunde betrachtet, alle Ursache gehabt haben, zufrieden zu seyn, da eines Theils seine natürliche Vorliebe zum Frieden, dem Volke die längst herbeigewünschte Ruhe gegönnt — und andern Theils seine Erfahrung und Politik diesem nähmlichen Volke Beschäftigung und Gelegenheit die Feinde zu demüthigen gegeben haben würde.

Aber Ludwig war, wie gesagt, vom Schicksale verdammt, weit entfernt von Achen, in seinem Aquitanien seine Jugendjahre verleben zu müssen. Er war verdammt Mönche zu Erziehern und Lehrern zu haben, die von jeher zu nichts weniger als zur Erziehung eines künftigen Landesherrn geschickt waren. Ueber einer solchen Pädagogik mußte wohl der Prinz nach und nach mönchische Meinungen, mönchische Sitten und mönchische Vorurtheile bekommen. Freylich waren diese bei seinen ersten Regierungs-Jahren noch nicht im Stande, seine natürlichen guten Eigenschaften, die ich vorhin berührt habe, ganz zu unterdrücken; aber sie waren doch hinreichend, solche auffallend zu verdunkeln. Unter seinen vielfältigen Verordnungen zeichnen sich vorzüglich diejenigen, welche die Reformation der Sitten der Bischöfe, der Klöster und der Menschen überhaupt zum Gegenstande hatten, als solche aus, deren Beobachtung ihm am meisten am Herzen lag. Ueberall schimmerte seine gute Meinung und seine Liebe zur Wahrheit hindurch, aber auch zugleich seine wenige Menschenkenntniß und Politik. Seine Schwestern machte er sich zu Feinden, weil er ihrer Unehrbarkeit Einhalt that.

Diese

Diese und ihre Anhänger, die sich bei mißvergnügten Unterthanen unter solchen Umständen leicht finden, nahmen die Sache nicht von der Seite, wie sie Ludwig genommen hatte, sondern schrieen über Verletzung der schuldigen Ehrfurcht gegen den Vater, und der Liebe und Achtung gegen die Schwestern. Die Bischöffe und Mönche konnten ihm nie vergessen, daß er sich hatte beifallen lassen, ihnen ihre Pflichten einzuschärfen — ein sittlichers — weniger hoffärtiges und anständigeres Leben anzupressen — und zu befehlen, sich alleine mit geistlichen Sachen zu beschäftigen. Sie konnten ihm nicht vergessen, daß er ihnen verbothen hatte, die Leute zur Tonsur zu bereden, um ihr Vermögen zu bekommen, und sich überhaupt auf Kosten der armen Leute, durch allerhand Kunstgriffe zu bereichern. Sie warteten nur auf Gelegenheit, um sich dafür an Ludwigen zu rächen, und ihre Rache war für den unerfahrnen Ludwig um so gefährlicher, als solche unter der Masque der Freundschaft versteckt lag. Wirklich hatte Ludwig alles Unglück den Pfaffen zu danken, — auf die er gerade gar nicht verfiel, weil er ihnen mehr als irgend sonst Jemanden Gutes gethan hatte. —

Seine mönchische Begriffe, und seine wenige Welt- und Menschenkenntniß hatten ihm anfangs alle Dinge ganz anders vorgemahlt, als er sie in der Folge wahrnahm. Die Erfahrung, die er endlich machen mußte, daß er bei dem besten Herzen überall verkannt, hintergangen, und alle gute Maasregeln (wirklich oder eingebildet, das ist hier gleichviel) ihm mit Undank und Verachtung belohnt

wurden, machte, daß sich seine Gerechtigkeit bisweilen in Ungerechtigkeit, seine Großmuth in Geiz, seine Versöhnlichkeit in Haß, seine biedere Offenherzigkeit in Mißtrauen und Furcht, und sein Eifer für die gute Sache, für die Aufrechthaltung der königlichen Gewalt in Gleichgültigkeit verwandelte. Wem fällt hier nicht das traurige Ende seines Neffen des Königs Bernhard von Italien, ein. Ludwig wollte bekanntlich seinem eigenen Sohn Lothar die Kaiserwürde zutheilen; dieß war offenbar ein Eingriff in Bernhards Näherrecht. Dieser griff daher zu den Waffen, that aber bald darauf wieder Verzicht auf sein Recht, indem er sich Ludwigen im Vertrauen auf dessen Großmuth unterwarf. Nichtsdestoweniger ward er von den Ständen zum Tode verurtheilt; doch stund es bei Ludwig ihn zu retten, und dieser begnadigte ihn auf eine solche Art, daß er drei Tage nach der Begnadigung — er ließ ihn statt der augenblicklichen Todesstrafe blenden — sterben, und Lotharn auf immer Platz machen mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Lothar der Anstifter dieser That gewesen seye, dessen stolzem und schlimmen Herzen sie ganz ähnlich sieht. Daß Ludwig seine Halbbrüder mit Gewalt zum Klosterleben nöthigte, wird theils seinem Mißtrauen theils der Vorliebe für seine Söhne, wodurch er diesen die Erbfolge sichern wollte, zugeschrieben. Wahrscheinlich hatte auch hier wieder Lothar die Hand im Spiele. Ueberhaupt hatte Ludwig zu wenig festen Charakter, um einen eigenen Willen haben zu können. Bittere Reue über diese barbarischen Behandlungen seiner nächsten Blutsfreunde, folterte Ludwigen sein ganzes Leben hindurch, schwächte seine Geisteskräfte, und gab hernach seinen Feinden zuerst

Gele-

Gelegenheit, ihn durch seine vermeinte Freunde, die Pfaffen verächtlich machen zu lassen. Unter der Voraussetzung, daß er von Jedermann hintergangen würde, der nicht Mönch wäre, schloß er sich jetzt mehr als jemals mit seinen geistlichen Freunden ein, die weislich von ihm entfernet hielten, was wider ihre Plane war. Auf diese Weise wurde auch sein Vetter, Wala, der einzige aus Karls Schule übriggebliebene große Mann vernachläßiget, der alleine verdient hätte, Ludwigs Freund zu seyn, und alleine fähig gewesen wäre, diesem die bereits verlorne Liebe und Achtung der Völker wieder zu erwerben.

Ludwig verheirathete sich zum zweitenmale mit der schönen Jutta. Diese und die Mönche beherrschten ihn nun gemeinschaftlich. Jutta gebahr einen Sohn, und war natürlich bemüht, den Vater dahin zu stimmen, daß er für diesen Sohn auch ein Königreich errichten möchte, um seinen Brüdern nicht nachstehen zu dürfen. Die Eifersucht der Söhne erster Ehe ward erregt, die von dieser Zeit an in Jutta nichts anders als eine arglistige Person sahen, welche dem Vater einen Bastard untergeschoben habe, und eine drückende Stiefmutter seye. Den Vater nahmen sie für einen schwachen betrogenen Ehemann, der sich durch die Schmeicheleyen der Stiefmutter seine väterliche Liebe gegen die Söhne erster Ehe zu Gunsten seines eingebildeten Sohnes zweiter Ehe, habe rauben lassen. Eines so wahrscheinlich als das andere. Von Stund an fieng wechselsweise die Liebe des Vaters zu den Söhnen, und die Liebe der Söhne zu dem Vater, an zu erkalten. Es entstunden Kriege auf Kriege, zwischen Vater und Söhnen,

bei welchen das våterliche Herz Ludwigs sehr viel litte. Ich übergehe hier diese Kriege und ihre Beilegung, und bringe solche in die folgende Charakteristik. Nur muß ich bei der Gelegenheit melden, daß die Geistlichkeit offenbar immer auf der Seite der Söhne war. Bisher zurückgehaltene Rache, Bestechungen und die Absicht, sich bei den Söhnen in Gunst zu setzen, hatten sie dazu veranlaßt. Zu keiner Zeit zeigte sich diese Mönchspolitik thätiger als eben jetzt — jetzt, da der arme Ludwig die Hülfe und den Rath seiner Freunde nöthiger als jemals gehabt hätte — jetzt, wo Leiden ohne Zahl und aller Arten sein melancholisches Temperament der Blödsinnigkeit wirklich ganz nahe gebracht hatten. Mit Beihülfe der Bischöffe und ihrer Subalternen wurde der Vater dahin gebracht, die größten Thorheiten zu begehen, die ihn in den Augen des Volks verächtlich, und zur fernern Regierung unfähig machen sollten. Es gehörte mit in ihren Plan, daß der große Monarch, welcher ehemals wie sein Vater der mächtige Karl, dem Bischoffe zu Rom Gehorsam lehrte, sich nun sklavisch der Länge nach vor demselben zur Erde werfen, und kleinmüthig um Absolution flehen sollte. — Es gehörte mit in ihren Plan, daß er auf eine sehr auffallende und entehrende Art, öffentliche Kirchenbuße thun, und sich dabei als den größten Sünder und elendesten Menschen in seinen Landen anklagen mußte. — Es konnte nicht fehlen, seine Feinde mußten auf diese Weise ihren Endzweck erreichen. Ludwig ward erst bemitleidet, dann — verachtet; das Volk schlug sich also größten Theils auf die Seite seiner Söhne. Man lies't mit Entsetzen wie zuvor schon und hernach sein Pflichtvergessener Sohn Lothar, ihn von einem

einem Orte zum andern mit sich herumschleppte — ins Kloster steckte — und nichts unterließ, um den Vater zu zwingen, Mönch zu werden, und der Regierung zu entsagen. Wäre der jüngste Sohn Ludwig der Deutsche nicht gewesen, Lothar hätte seine Absicht erreichen müssen. — Seiner Gemahlinn Jutta und ihrem Sohne, wurde eben so mit gespielt — und der Gatte und Vater dadurch doppelt gebeugt. — Ludwig erhielt zwar jedesmal mit der Regierung Weib und Kind wieder, allein seine Ruhe war auf immer dahin, und seine königliche Alleinherrschaft schon dergestalt eingeschränkt, daß er versprechen mußte, nichts ohne der Stände Rath ferner zu unternehmen. — Daß also unter seiner Regierung die ersten deutschen Staaten im Staat entstanden, und mehrere Lehen erblich geworden waren, der Stände Macht zu- und das Ansehen des Reichs-Oberhaupt abgenommen hatte, war eigentlich nicht Ludwigs Schuld; gezwungen mußte er es geschehen lassen, weil der ewige Zwiespalt mit seinen Söhnen es ihm unmöglich machte, dagegen zu arbeiten.

Daß von dieser Zeit an der Bischoff zu Rom sich über seine Kollegen erhob — von diesen nicht mehr Bruder, sondern Vater genannt, und allenthalben über Kaiser und Könige, Laien und Geistliche ohne Unterschied herrschen wollte, — daß er die deutschen Bißthümer willkührlich vergab, und dem deutschen Oberhaupt nur noch die Bestätigung oder Belehnung mit Ring und Stab überließ — daß er die Decretalen und Canones nach Deutschland brachte, dadurch sich den Weg zur Hierarchie noch mehr bahnte, das Gewißen der Könige, so wie ihrer Unterthanen

nen zu tyrannisiren anfieng, und sich die Füße küssen ließ; daran war wirklich niemand Schuld als allein der unedle Lothar, welcher um über seinen Vater zu triumphiren, zum erstenmale den bestochenen römischen Oberpriester als Schiedsrichter herbei rief. Die Clerisey überhaupt aber hat den Grund ihres Ansehens, Reichthums und ihrer Macht nicht blos der Freygebigkeit und Leichtglaubigkeit Ludwigs zu verdanken, sondern auch der Dankbarkeit seiner Söhne, für ihre unedle Bereitwilligkeit. Daß er nun den Bischöffen selbst Zoll und Münzrechte gab, statt daß er sie in vorigen Jahren blos an ihren geistlichen Beruf hinwieß, und seine übergroße Freygebigkeit, da er sogar zum erstenmale die Königshöfe und Königsdörfer (Villas regias) verschenkte, muß einzig auch nach diesen Umständen beurtheilt werden. Es war nicht Einfalt, die ihn dazu veranlaßte, sondern Nothwendigkeit und Desperation. Die Söhne hatten wie gedacht die Großen im Lande durch Geschenke schon so geblendet, daß dem Vater keine Wahl mehr übrig blieb, um nicht ganz verlassen da zu stehen. Die Großen waren zum Theil in diesem Zeitraum so übermüthig geworden, daß sie wohl gar ihre Unabhängigkeit der königlichen Freygebigkeit vorzogen — und wirklich angebothene Lehen ausschlugen, weil sie solche schon ohne königliche Einwilligung erhalten zu können glaubten.

Ludwig starb ohnweit Mainz, den 20. Juni 840. in einem Alter von zwei und sechzig Jahren, und auf einem Feldzuge gegen seinen Sohn Ludwig den Deutschen. So wurde dieser Monarch hintergangen bis auf die letzte Stunde seines Todes, weil man ihn auch nicht einmal zur

Ueber=

Ueberzeugung hatte kommen lassen, daß er sich wirklich sehr an der Treue des edelsten seiner Söhne versündigt habe, indem er diesem sein Zutrauen und seine Erkenntlichkeit versagt, und sie dem untreuesten seiner Söhne — Lotharn — zuwandte. Um die der Geistlichkeit nachtheilige Ideen seiner unbefangenen Zeitgenossen auszurotten, versetzte sie ihn in den Himmel, indem sie ihn den Frommen nannte.

Zeit und Umstände können wohl auch den größten Helden, den weisesten Mann verächtlich machen, um so mehr einen Regenten, der in der Jugend verwahrloßt — im Alter von Jedermann hintergangen — und durch eine Kette von Widerwärtigkeiten fast zur Verzweiflung gebracht worden war. Ich finde am Schluße seiner Charakteristick, daß er weit eher Mitleid als Verachtung verdient habe.

Ludwig II. (*)

817. (**) — 843. (***) — 876.

Für keinen Theil der weitläufigen fränkischen Monarchie hatte das Schicksal unter Ludwig I. so gut gesorgt, als für Deutschland, indem es ihm Ludwig II. zum Regenten gab. Welchem biedern Deutschen schlägt nicht das Herz bei dem Nahmen dieses eben so biedern deutschen Regenten, — eines Mannes, der nach dem einstimmigen Zeugniß aller Zeitgenossen, der beste unter den Söhnen Ludwigs I. und nach dem Urtheil aller unparteyischen Geschichtschreiber der edelste aller Karolinger war, ich setze hinzu: selbst seinen Großvater Karl den Großen nicht ausgenommen. Ihm hatte Deutschland seine Selbstständigkeit zu danken, daß es als unabhängig von nun an nicht weiter als fränkische Nebenprovinz betrachtet werden durfte, die noch viele Jahre hindurch den Leidenschaften der Brüder Ludwigs und ihrer Nachkommen zum Spiele hätte dienen müssen. Ihm, der auch bis auf diese Zeit, in jeder Rücksicht betrachtet, wenigen seiner Nachfolger nachgestanden war. Die hervorstechendsten Verdienste seines Großvaters und Vaters, Tapferkeit und Herzensgüte, waren

(*) Als Oberhaupt Deutschlands betrachtet.

(**) Als König von Baiern.

(***) Als König von ganz Deutschland.

ten in seiner Person dermaßen vereiniget, daß erstere nicht in Eroberungssucht, und letztere nicht in Einfalt ausarten konnte. Ich sage wirklich nicht zuviel, wenn ich Ludwig den Deutschen, den Innbegriff aller Regententugenden nenne. Er war der dritte und jüngste Sohn Ludwigs des Frommen, erster Ehe, geboren von Irmengard, Graf Ingorams Tochter, den . . . .

Die erste Pflicht eines Fürsten, ist Ehrfurcht gegen Gott, und Sorge den Gottesdienst in seinen Staaten zu befördern und zu beschützen. Diese Pflicht übte Ludwig aus Ueberzeugung, treu und redlich. Er sahe es sehr gerne, daß man das Kloster Obermünster zu Regensburg, das Stift Gandersheim, das Stift Essen, das Kloster Gengenbach, und das Kloster Einsiedeln gründete. Solche Stiftungen waren Bedürfniß der damaligen Zeit und Umstände, und bei weitem noch nicht im Ueberfluße vorhanden. Uebrigens aber war Ludwigs Religion weder Aberglaube noch Heucheley. Seine Regierung beweißt schon, daß er reines Gold sehr wohl von den Schlacken zu unterscheiden wußte. Er liebte und schätzte daher jeden Diener der Religion, des es verdient hatte, vermied aber auch sorgfältig jeden, der unter dem Mantel der Religion die größten Boßheiten ausbrütete. Schon von dieser Seite zeigte sich Ludwig als ein wahrer großer Mann. Er hatte längst schon die traurige Bemerkung gemacht, daß der größte Theil der Clerisey, sich die Schwachheiten seines Vaters auf alle Art zu Nutzen gemacht, und solchem für seine Wohlthaten schändlich belohnt habe. Er wußte auch daß besonders sein Bruder Lothar niederträchtig genug ge-

wesen

wesen war, zu Erreichung seiner bösen Absichten, eben dieser Clerisey auf alle Art und Weise zu schmeicheln. Er kannte den Stolz ihres jetzigen Oberhaupts, des Pabsts. Und erfuhr, daß sein eigener Eidam Kaiser Ludwig II. von Italien, Nikolao II. den Pferdezaum gehalten, und so neben ihm zu Fuß einher geschritten war. — Aus dem Zusammenfluß dieser Ereignisse, war denn jenes fürchterliche Ungeheuer, Mönchs = Despotismus, entstanden, welches zwar damals nur noch im Finstern schlich, — in Deutschland wenigstens — aber mit Genehmigung des Knechts aller Knechte Gottes (*), nichtsdestoweniger die Könige wie ihre Unterthanen verschlang, wenn sie ihm nicht reichlich Opfer brachten. Das alles war Ludwig dem Deutschen nicht verborgen, und gleichwohl mochte er sich nicht entschließen, diesem Ungeheuer zu opfern.

In Italien und Frankreich durften die Päbste in geistlichen, und nicht selten auch in weltlichen Sachen längst willkührlich schalten und walten — und Ludwig übte noch seine Gerechtsame in Kirchensachen alleine aus. — Ludwig der Deutsche, verachtete also einzig unter den Karolingern die Macht der neu entstandenen römischen Hierarchie? — Das war viel, — sehr viel für die Zeiten in denen er lebte! — Es fehlte nicht an Angriffen des Ungeheuers, (mittelbar oder unmittelbar — öffentlich oder heimlich — das ist hier gleichviel) aber Ludwig bewehrt und bewaffnet mit Verstand, Edelmuth und der Liebe seiner Deut-

(*) Servus servorum Dei — so schrieben sich die römischen Bischöffe schon damals.

Deutschen, gieng ruhig seinen Pfad, vereitelte alle Angriffe, und blieb sich in diesem wie in allen Fällen, bis an seinen Tod immer gleich (*). Im Verhalten gegen Vater und Brüder bewieß sich Ludwig nicht minder groß. Zu edel, um sich durch niedrige Kunstgriffe in die Gunst des Vaters zu schleichen, mußte er geschehen lassen, daß ihn der von seinen vermeinten Freunden gegängelte Ludwig der Fromme, mehr als alle seine Söhne haßte. Keiner ward von dem Vater so sehr hintan gesetzt, als Ludwig der Deutsche. So gerecht sonst Ludwig der Fromme gegen Andere war, so ungerecht war er gegen den edelsten seiner Söhne, und so gerne er sein Ohr den Klagen seiner Unterthanen liehe, so sehr verschloß er es gegen die Stimme der Wahrheit — gegen seinen Sohn Ludwig den Deutschen. Die Politik der heiligen Clerisey hatte längst dafür gesorgt, daß Vater und Sohn entfernt von einander gehalten würden. Der Sohn konnte also nichts anders thun, als den Vater bedauern, und fernerhin den geraden Weg gehen. Aber doppelt groß muß man ihn nach all' dem finden, daß er die einem Vater schuldige Ehrfurcht und Liebe dennoch so viel möglich, stets beibehielt. Zwar vertheidigte Ludwig der Deut-

sche,

(*) Bei Gelegenheit dieser fast zu poetischen Schilderung muß ich ein für allemal anmerken, daß ich dergleichen Unfug nur auf die Mehrheit deute. Da konnte es aber dennoch nicht fehlen, daß diese Menschenklasse nicht immer weit mehr Böses als Gutes — vorzüglich in unsern Deutschland gestiftet, — und daher den Unwillen jedes biedern Deutschen, wider sich erregt haben sollte.

sche, seine Rechte standhaft gegen den irre geführten Vater, so wie gegen seine habsüchtigen Brüder und alle, die sie ihm ungerechter Weise rauben oder schmälern wollten. Aber um der Bereicherung anderer auf seine Kosten, zum Nachtheil seiner Ehre, seines Erbrechts, seines Verstandes, seiner Tapferkeit und seiner Leibeserben geduldig zuzusehen, das verlangt die Billigkeit nicht einmal, der Politik gar nicht zu gedenken; — das ließ sich von einem Manne wie Ludwig dem Deutschen, am allerwenigsten erwarten, der ein eben so guter Soldat und Staatsmann als moralisch guter Mann war.

Ludwig der Fromme hatte bekanntlich aus eigenem Antrieb, mit Beiziehung der Großen, und unter vielen Betheuerungen von allen Seiten, wegen Aufrechthaltung, eine Theilung unter seine drei Söhne gemacht. Ludwig der Deutsche erhielt bei der Gelegenheit den kleinsten Theil, nähmlich Baiern, unter dem Titel eines Königreichs. Er ließ sich dieses um so eher gefallen, als er hoffte, auf Absterben seines Vaters, das Uebrige was zu Deutschland gehörte, zu erhalten, und dadurch seinen Brüdern an Macht gleich zu werden. Allein der Vater, der sich nachher wieder verheirathet hatte, kam in der Folge auf den Gedanken seinem Sohne zweiter Ehe, Karln, auch einen Theil anzuweisen, damit dieser seinen Brüdern an Macht und Ansehen nicht nachstehen dürfte. Durch jene Eide gebunden, nahm sich das Volk der Söhne erster Ehe an, die sämmtlich über den väterlichen Wankelmuth unzufrieden waren. Nichtsdestoweniger fuhr der Vater zu, und wieß dem jungen Karl, Allemanien an. Es kam dahin, daß

die Stiefmutter Jutta, welcher man die meiste Schuld gab, ins Kloster gesteckt, und der Vater dem ältesten Sohne Lothar übergeben ward, der sehr hart mit ihm verfuhr, und alles anwandte, um ihn zu nöthigen, daß er ebenfalls sein Leben im Kloster beschließen sollte. Ludwig der Deutsche hauptsächlich, vereitelte die Absichten Lothars, der dadurch Vater und Brüder zugleich zu betrügen gesucht hatte — und machte den Vater also jetzt zum erstenmale frey. Lothar kam sehr glücklich davon, der Vater nahm ihm nur die kaiserliche Mitregentschaft, ließ ihm aber sein Königreich Italien nach wie vor. Aber Ludwig der Deutsche erhielt nicht einmal einigen Dank für seinen geleisteten Dienst, im Gegentheil fuhr der Vater fort ihn zu kränken, indem er immer noch auf Allemanien für Karln bestand. Allemanien war Baiern sehr gut gelegen, schloß sich immer vorzüglich gerne an Ludwig und seine Baiern an, und dünkte daher diesem damals der einzig mögliche Weg, wodurch er mit der Zeit einigermaßen hätte entschädigt werden können. Ludwig der Deutsche hatte also weit gegründetere Ursache zum Mißvergnügen als seine andere Brüder. Der Vater beschied seine Söhne Pipinen und Ludwig auf den Reichstag nach Diedenhofen, wo er seinen Plan durchzusetzen hoffte; allein Pipin erschien auf öftere Ladungen nicht, weil ihm der Vater gewisse Zumuthungen wegen der Kirchengüter gethan hatte, Ludwig aber fand sich sogleich ein, und hatte vergeblich gehofft, den Vater auf andere ihm weniger nachtheilige Gedanken zu bringen. Pipin und Ludwig suchten sich nun dessen zu versichern, was sie durch den Wankelmuth des Vaters zu verlieren, allerdings befürchten mußten. Ludwig,

der diesesmal vergeblich auf den Beistand der Franken gerechnet hatte, seine wenigen Baiern der großen Uebermacht seines Vaters nicht aufopfern wollte, und noch immer den Vater besser für ihn gesinnt zu machen glaubte, unterwarf sich demselben bald wieder, und Pipin sahe sich hierauf bemüßiget, ein Gleiches zu thun. Nun stund zwar der Vater von Allemanien wirklich ab, verfiel aber dafür auf einen Gegenstand, der das altdeutsche und brüderliche Herz Ludwigs sehr in die Klemme brachte. Der Vater glaubte nähmlich wegen mehrmaligen respektswidrigen Benehmens Pipins zugleich eine Beleidigung des Lehenherrn ahnden — und von Pipin nehmen zu können, was er von Lotharn und Ludwigen nicht weiter nehmen konnte, oder mochte. Durch diesen übereilten Schritt mußte nothwendig der Vater seine drei Söhne erster Ehe aufs neue wider sich aufbringen. Lothar und Ludwig hatten dabei sehr verschiedenes Interesse. Dem Letztern mußte das Vergehen Pipins in Rücksicht des Vergehens Lothars allerdings sehr gering und verzeihlich scheinen, und nach eben dem Maaßstabe, die Bestrafung Pipins, als im höchsten Grade ungerecht und unbillig. Dem Erstern aber hatte die Politik gerathen mit seinen Brüdern zusammen zu halten, damit nicht einer nach dem andern aufgerieben würde, und sich bei der Gelegenheit die verlorne kaiserliche Würde wieder — und mehr noch dazu zu verschaffen. Man hätte Ludwig selbst nicht empfindlicher angreifen können, der seinen Bruder Pipin sehr liebte, welcher, wenn er auch wirklich von einer starken Portion Eigensinn sich sollte beherrschen haben lassen, doch übrigens ein ganz guter Mann gewesen seyn muß, denn die Geschichte giebt deutlich zu

ver-

verstehen, daß er mit Ludwig dem Deutschen sehr einstimmig gelebt habe, mit Lotharn aber so wenig als dieser.

Kaum war also Karl, unter abermaligen Eidschwüren der Großen des Landes, zum Könige von Aquitanien erklärt, so entstund aufs neue Krieg zwischen dem Vater und den Söhnen erster Ehe. Dieser kam wieder in die Gefangenschaft Lothars, der diesesmal weit übler mit ihm verfuhr, als das erstemal, und den Pabst und die meisten Bischöffe, des Vaters ehemalige Freunde, auf seiner Seite hatte. Im vorigen Kapitel habe ich erzählt, wie niedrig überhaupt von Lotharn und der Clerisey, bei der Gelegenheit ihm begegnet ward. Bloß außer Stande, den Söhnen erster Ehe zu schaden, sollte der Vater gesetzt — auf die Gedanken sollte er gebracht werden, treu den ersten Schwüren zu bleiben, und seine Plane auf die Schmälerung der einmal zugestandenen und durchgehends beschwornen Rechte und Hoffnungen der Söhne erster Ehe, aufzugeben — und daß dabei der dem Vater schuldigen Ehrfurcht so wenig als möglich zu nahe getreten werden sollte; dieß war noch immer die Meinung Ludwigs des Deutschen. Wäre dieser nicht so weit von dem Schauplatze jenes geistlichen Unfugs und kindlicher Pflichtvergessenheit gewesen — hätte er nur einen Gedanken davon gehabt; nie würde der Vater denselben ausgesetzt worden seyn. Ludwig war damals in Baiern: Sorgen für sein Land, von innen und von außen, beschäftigten ihn in Menge, während sich jene Scenen in Frankreich ereigneten. Unmöglich war es auch bei der damaligen Beschaffenheit dieser Staaten, daß Ludwig bei Zeiten davon hätte benachrichti-

get werden können. Erst wie man sich in ganz Deutschland diese Scenen erzählt hatte, erfuhr sie Ludwig, der nun sehr über Lotharn aufgebracht war. Er schlug zuerst den Weg der Güte ein, und ließ ihn bitten, bescheidener gegen den Vater zu verfahren, der noch immer in seiner Gewalt war: da sich aber dieser nicht daran kehrte, sondern fortgefahren war, dem Vater schlecht zu begegnen, so stellte er sich an die Spitze seiner Baiern, beredete Pipinen, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen, einige dem Vater getreu gebliebene Große schlugen sich auch zu ihm, und auf diese Weise befreyete er seinen Vater zum zweitenmale von der Tyranney seines Erstgebohrnen, und seiner geistlichen Feinde. Er war es, der ihn wieder auf den Thron setzte, und Lotharn zwang, den Vater um Gnade anzuflehen. Dieser verziehe ihm wie das erstemal.

Ludwig der Fromme, der nun mehrere überzeugende Beweise von der Treue seines Sohns Ludwigs des Deutschen hatte, hätte doch endlich, ungeachtet des ihm unaufhörlich vorgemachten Blendwerks, zur Erkenntniß kommen, und sich vorzüglich ihm anvertrauen sollen. Er wandte sich auch wirklich auf eine kurze Zeit an ihn und und seinen Bruder Pipin, und erhielte dadurch, daß er Karln sogar Allemanien, Rhätien, einen Theil von Burgund, Languedoc und Provence geben konnte, unter der Bedingung, daß Pipin außer Aquitanien noch acht und zwanzig Gaue — und Ludwig der Deutsche außer seinem Baiern noch Sachsen, Thüringen, Friesland und die Niederlande erhalten sollte.

Man sieht hieraus, daß Ludwig der Deutsche gegen seinen Halbbruder Karl nicht unbillig dachte, und daß der Vater immer noch Mittel genug übrig hatte, den Sohn zweiter Ehe zu entschädigen. Wäre Ludwig der Fromme bei dieser Verordnung stehen geblieben, so würde er seinen Söhnen nicht abermals Ursache zum gerechten Mißvergnügen gegeben haben. So aber zwackte er hie und da noch diesen beiden Söhnen erster Ehe ab, legte es seinem lieben Karl bei, und gab ihm noch dazu das Königreich Neustrien. Dadurch hoben sich nun natürlich wieder alle Traktaten zwischen dem Vater und diesen seinen Söhnen erster Ehe. Ludwig dem Deutschen war er abermal am meisten zu nahe getreten, denn keiner der Söhne Ludwigs wäre dabei so sehr verkürzt worden, als eben dieser, der nie eine Aussicht vor sich gehabt hätte, seinen Brüdern je gleich werden zu können. Selbst Karl wäre weit mächtiger als er geworden. Der Vater gab nun zwar diesen Plan auf, beleidigte aber Ludwig den Deutschen dafür aufs äußerste. Er machte Lotharn von ihm abwendig, und versprach diesem unter der Bedingung, daß er Karls Freund und Waffenbruder seyn würde, auf Kosten Ludwigs und der Söhne Pipins, (denn dieser war inzwischen gestorben) die größten Vortheile. Niemand war bereitwilliger dazu als Lothar, und so kam denn der ungerechteste aller Theilungs-Entwürfe zum Vorschein. Lothar — der äußerst undankbare und niederträchtige Lothar und Karl sollten die ganze fürchterliche fränkische Monarchie unter sich theilen, Baiern ausgenommen, dieses, und weiter nichts sollte Ludwigs Erbtheil seyn, die armen hinterlassenen Söhne Pipins aber, ganz und gar durchfallen. Kann man es dem so oft ge-

täuschten, und äußerst beleidigten edeln Sohne übel nehmen, daß er sich unter solchen Umständen selbst Recht zu schaffen, den Zeitpunkt in Obacht nahm? Ich sage es noch einmal, das war Nothwendigkeit, wozu ihn die Ungerechtigkeit seines Vaters zwang, der alleine ungerecht gegen den edelsten und verdientesten seiner Söhne war. — Es war Nothwendigkeit, wozu ihn ferner der Geiz seiner Brüder zwang. Es war ein Opfer, welches er sich und seinen Leibeserben zu bringen, schuldig war. Der Vater starb bekanntlich auf diesem Feldzuge gegen seinen Sohn; ich habe im vorigen Kapitel erzählt, mit welchen irrigen Gesinnungen gegen ihn. —

Kaum hatte der Vater die Augen geschlossen, so vergaß Lothar seinen Eid. Er betrug sich nun gegen Karln eben so, wie er sich zuvor gegen seine andern Brüder betragen hatte, und gieng völlig darauf aus, sich zum alleinigen Beherrscher der ganzen fränkischen Monarchie zu machen. Dieß bewog Karln, Ludwigs Freundschaft zu suchen, welchem alle Bande der Natur heilig waren, und welcher, wenn er auch noch an der Aechtheit des Bluts seines Vaters in Karls Adern gezweifelt haben sollte, doch in ihm wenigstens den Menschen — den gleich ihm verfolgten Fürsten liebte. Ludwig haßte überhaupt keinen seiner Brüder, ungeachtet theils zuvor, theils nachher seine deutsche Redlichkeit so oft und viel mit Lothars italienischen Spitzfindigkeiten, und Karls französischen Komplimenten zu kämpfen hatte. Nur ihre Laster haßte er, wie die Laster aller Menschen. Als daher jetzt Karl seine Freundschaft suchte, gieng er ihm sogleich auf halben Wege entgegen.

Ohne Ludwigen wäre Karl verloren gewesen: denn Lothar hatte bereits durch die ihm zur andern Natur gewordene niedrige Kunstgriffe, die meisten Unterthanen Karls von ihm abwendig gemacht. Ludwig both abermals seine treue Baiern auf. Die ehrlichen Allemanien hatten von jeher den biedern Ludwig seinen Brüdern weit vorgezogen, und sich durch nichts von ihm abwendig machen lassen, weil er ehrlich wie sie war. — Auch jetzt bothen sie ihm freywillig ihre Dienste an. Die tapfern Sachsen durch Lothars Hochmuth beleidiget, sahen ebenfalls ein, daß sie kein besseres Oberhaupt haben könnten, als Ludwigen, der tapfer wie sie — und seinen Feinden noch nie gewichen war. Sie schlugen sich daher ebenfalls ungerufen auf Ludwigs Seite. Mit dieser Macht gieng er nun auf der einen — und Karl mit seinen Treugebliebenen auf der andern Seite, Lotharn entgegen, und dieser wurde, nachdem er gegen alle Unterhandlungen des edlen Ludwigs taub gewesen war, bei Fontnai geschlagen — er würde total geschlagen worden seyn, wenn Ludwig der Deutsche nicht Menschenblut hätte schonen, und den meineidigen Lothar durch gelindere Mittel zum Ziele bringen wollen. Alleine dieser fuhr fort gegen alle vernünftige Vorstellungen taub zu bleiben. Man rückte also jetzt vor Achen selbst, welches Lothar nach dem Beispiele seines Vaters und Großvaters, als seine Hauptstadt betrachten wollte. Er wartete aber die Ankunft seiner Brüder nicht ab, sondern flüchtete sich und wurde hierauf von den Bischöffen, welchen man den Ausspruch überlassen hatte, des Reichs verlustig erklärt, seinen Brüdern aber sogar im Nahmen Gottes befohlen, das erledigte Reich anzunehmen, und gemeinschaftlich zu regieren.

ren. So geneigt war die Geistlichkeit jedesmal dem Sieger zu schmeicheln. Vergebens würde daher Lothar seinen Ton umgestimmt — vergebens sich schuldig gegeben — vergebens Besserung versprochen — vergebens also um die verlorne Kaiserwürde und Länder geflehet haben, wenn Ludwig der Deutsche, weniger groß- und edelmüthig gedacht hätte. Niemand wird läugnen, daß es jetzt nur an ihm gelegen habe, Lothars Absichten zu vereiteln, und die Kaiserwürde an sich selbst zu bringen. Alleine bei dem Vergleich zu Verdun machte er nicht nur, daß Lothar diese und ganz Italien wieder bekam, sondern noch dazu alle zwischen Deutschland und Frankreich gelegene Länder, die man nach ihm Lotharingen nannte, wovon aber das heutige Lotharingen nur einen geringen Theil ausmachte, indem die Alpen, der Rhein, die Schelde, Maas, Saone und Rhone die Gränzen davon waren. Karl behielt Neustrien, Aquitanien, einen Theil von Burgund, Septimanien oder Languedoc, und was noch von der Spanischen Mark übrig war, nähmlich Catalonien. Ludwig selbst aber begnügte sich mit seinen lieben Deutschland, welches sich ihm bis an den Rhein, nebst den weinreichen Städten jenseits demselben, Mainz, Speyer und Worms sehr gerne unterwarf. Man wird sich vielleicht wundern, daß Pipins Söhne von diesen Traktaten ausgeschlossen wurden, alleine Lothar hatte sie bereits zuvor zum Klostergelübde gezwungen, und also unfähig zu weltlichen Regierungen gemacht. Durch diesen Vergleich ward Deutschland das selbstständige Reich, wovon ich oben gesagt habe. Ludwig der Deutsche war, wie man schon sattsam abgenommen haben wird, nichts weniger als eroberungssüchtig.

Seine Billigkeit, seine Liebe zur Gerechtigkeit, seine Menschenliebe, kurz sein vortrefflicher moralischer Charakter, der Niemand vorsetzlich zu beleidigen ihm erlaubte, gestattete ihm auch nicht, sich auf Kosten seiner Brüder und Anderer zu bereichern. Es war ihm einzig darum zu thun, seine deutschen Staaten glücklich zu machen — nicht sie zu erweitern. Aber über seine Ehre und Rechte, und über das Wohl seiner Staaten, hielt er strenge. Wer ihm diese rauben wollte, wider den focht er wie ein wahrer Löwe, und dann gab er auch nicht leicht nach. So tapfer er war, so führte er doch nur Krieg, wenn die Noth vorhanden war, oder er das Laster bestrafen zu müssen glaubte. In allen Schlachten war er Sieger. Seine Deutschen liebte er wie seine Kinder, und sie ihn wie ihren Vater.

Die benachbarten Normannen beunruhigten anfangs Deutschland durch ihre Seeräubereyen nicht wenig. Sie erfuhren aber bald, daß ihnen Ludwig der Deutsche weit überlegen war, und suchten also lieber in Frankreich Beute zu machen. Von der andern Seite machten ihm die slavischen Völker, nähmlich die Daleminzier, Mähren, Böhmen, Obotriten, Sorben, Linonen, Siusler, zu schaffen. Ludwig zog aus wider sie, unterwarf sie seinem Scepter, regierte sie mit Güte und Sanftmuth, und that alles, um sie gesitteter zu machen. Gleichwohl hatte er sein ganzes Leben hindurch wider ihren und ihrer Fürsten Undank zu kämpfen; wiewohl er sie jedesmal wieder zu Paaren trieb. Er strafte sehr ungerne, am allerwenigsten am Leben. Ihm fiel es hart, daß er sich endlich noch bemüßiget sahe, seinen meineidigen Vasallen, den Mährischen Fürsten

Rastizen, blenden zu lassen. Ludwigs Langmuth ist dabei zu bewundern. Dieser Mann hatte ihm einzig und allein seine Würde zu danken. Demungeachtet empörte er sich ein um das anderemal gegen seinen Wohlthäter. Ludwig vergab ihm immer wieder. Zuletzt wiegelte er gar die Söhne gegen den Vater auf. Weil alle gute Mittel vergeblich gewesen waren, so mußte ihn endlich der König außer Stand setzen, weiter zu schaden. Er bekam ihn gefangen, und obwohl Rastiz ganz unstreitig den Tod längst verdient hatte, so ließ er ihn doch nur blenden. Eine Strafe, die damals sehr gewöhnlich war, und der Todesstrafe nicht gleich geachtet wurde. Der Enkel und Nachfolger Rastizens, Zwentebold, machte es nicht viel besser als der Großvater. Dennoch begnadigte ihn Ludwig, nachdem er um Gnade geflehet, und Frieden und Treue zu halten versprochen hatte. Ueberhaupt habe ich die Bemerkung gemacht, daß nicht leicht ein Monarch wohlthätiger mit Einschränkung, war, als Ludwig der Deutsche, — nicht leicht Jemand für seine Wohlthaten so übel belohnt worden war, als ihm, nicht leicht einer so gerne wieder verziehen hatte, als er. Um so mehr ist diese Großmuth zu bewundern, da sie in jenen Zeiten äußerst selten war, und allenthalben auf den geringsten Vergehungen des Vasallen gegen den Lehenherrn, des Unterthanen gegen den König, der Tod stund.

Mit seinen zwei ältesten Söhnen hätte es ihm eben so gehen müssen, wie seinem Vater mit den Seinigen, wenn er nicht vor jenem persönliche Tapferkeit, ungleich mehr Verstand, mehr Erfahrung und die Liebe seiner Deutschen voraus gehabt hätte. Seinen Söhnen lebte er zu lange.

Es

Es fehlte nicht an Leuten, die sie zu ihren Unternehmungen aufmunterten. In Deutschland selbst fanden sie wenig Gehör; die Deutschen hiengen fest an ihrem Könige Ludwig. Sie wandten sich daher an die mißvergnügten Slavischen Völker Ludwigs. Der Vater bezwang sie, vergab, und trat ihnen sogar freywillig ein Stückchen Land ab, das sie unter seiner Oberaufsicht beherrschen sollten. Sie gelobten immer Treue, und rebellirten immer wieder. Der Vater blieb sich nach wie vor immer gleich; er verfuhr schonend gegen sie, wie gegen alle Menschen, und that weiter nichts, als daß er seine Deutschen Vorkehrungen treffen ließ, wodurch sie wenigstens weder ihm selbst, noch diesen ihn fernerhin schaden konnten. So wahr ist es, daß die Liebe des Volks, die sicherste Schutzmauer des guten Regenten ist. Ludwig hatte an dem wackern Erzbischoff Luitbert zu Mainz, einen Freund, der ihm hierbei wesentliche Dienste leistete.

Jene Länder, welche den Brüdern Ludwigs zu Theil worden waren, sahen neidisch auf das Glück Deutschlands hin. Ihnen war kein so gutes Loos gefallen. Der schwache kahlköpfigte Karl von Frankreich besonders sahe zu, wie sein Land eine Beute der Normänner, der Großen seines Landes, und der Pfaffen wurde. Sein Herrschersystem war Gemächlichkeit und Despotie, und wenn es ja einmal zum Streit gegen Auswärtige kommen sollte, List und Trug. Unter solchen Umständen schickten die Franzosen Gesandte an Ludwig den Deutschen, mit der Bitte, sich ihrer anzunehmen. Ludwig kam, Karl flüchtete nach Aquitanien, und suchte dort alle seine Kunststücke hervor,

um sein mißvergnügtes Volk wieder mit sich auszusöhnen. Ludwig war, wie wir wissen, der Mann nicht, der sich einem fremden Lande als Protektor aufdrang; hatte noch überdieses eben damals erfahren, daß seine slavischen Völker, sich seine Abwesenheit zu Nutzen gemacht, und unter Anführung seiner Söhne, seine Deutschen beunruhigten. Deutschland lag ihm näher am Herzen als Frankreich. Er gieng also zurück, brachte dort alles wieder in Ordnung, und überließ letzteres seinem selbst gewählten Schicksal.

So wie ganze Länder ihre Zuflucht zu Ludwig nahmen, wenn ihnen Gefahr drohete, eben so machten es auch seine Anverwandte insbesondere. Ludwigs Charakter war ihnen Bürge, daß sie keine Fehlbitte thun, und daß sich Ludwig ihre Schwäche nicht zu Nutzen machen würde. Lothar, Ludwigs Bruder, war nach dem Sprüchwort, ein junger Bösewicht, ein alter Betbruder, ins Kloster gegangen, und bald darauf mit Hinterlassung dreier Söhne gestorben, sein zweiter Sohn auch Lothar, König von Austrasien war in ein Bündniß mit dem französischen Kahlkopf getreten; beide richteten aber nicht nur nichts gegen Ludwig den Deutschen, sondern der unerfahrne Lothar mußte noch nebenbei sehr bald wahrnehmen, daß sein Bundesgenosse ihn wie alle Andere nur selbst zu hintergehen, und sich seiner Länder zu bemeistern suche. Er war Karln bei weitem nicht gewachsen, und sahe also keinen andern Ausweg als sich an Ludwig zu wenden, den er eben so wie sein Vater beleidiget hatte, — so sehr beleidiget zu haben glaubte, daß er seine Freundschaft gegen

gen Elsaß erkaufen zu müssen wähnte. Ludwig nahm Elsaß an. Sein Nahme schützte dieses und alle Länder Lothars, gegen Karls Habsucht. Lothar konnte also bald darauf ganz ruhig nach Italien reisen, und was noch mehr mit der Versicherung daß auch Elsaß wieder sein seye. Denn Ludwig hatte es bereits wieder freywillig an ihn zurückgegeben und mit ihm die Versicherung beständiger Freundschaft. Lothar ärndete die Früchte dieser Freundschaft nicht, denn er starb auf dem Rückweg. Welcher Edelmuth! Noch ein Beispiel dieser Art. Der älteste Bruder dieses Lothars, Kaiser Ludwig der zweite, und König von Italien, der Ludwigs des Deutschen Tochter Jngelberg zur Gemahlinn hatte, war nach seines Bruders Tod unstreitiger Erbe von dessen Ländern geworden. Alleine Karl von Frankreich kehrte sich daran nicht, sondern nahm Austrasien in Besitz. Ludwig der Deutsche verlangte hierauf die Hälfte davon, anfangs durch den Weg der Güte wie immer, hernach durch Drohungen wodurch er Karln zum Abtritt dieser Hälfte nöthigte. Auf diese Weise hatte also Ludwig der Deutsche auch Achen, Kölln, Trier, Utrecht, Metz, Straßburg und Basel, nebst den dazu gehörigen Ländereyen erhalten. — Was that aber jetzt Ludwig? — Er trat solche insgesammt an seinen Eidam, den rechtmäßigen Erben ab, und suchte durch gute Vorstellungen Karln vorgeblich zu bereden, seinem Beispiel zu folgen. Sonder Zweifel würde er diesen durch Gewalt dazu gebracht haben, wenn ihn nicht sein Alter und seine damaligen kränklichten Umstände davon abgehalten hätten.

Kaiser Ludwig der Zweite, war nun auch gestorben, in ihm der Letzte der ersten Linie der Karolinger. Von Rechtswegen gehörte also jetzt Italien und die Kaiserwürde Ludwig dem Deutschen. Alleine Karl von Frankreich hatte längst das Prävenier gespielt, sich schon unter der Hand hierzu die Freundschaft der Päbste, Ludwigs des Deutschen erklärte Feinde erkauft, und sich, ehe es dieser vermuthete, vom Pabst Johann dem achten zum Kaiser krönen und ausrufen lassen; gleichsam als wenn die Päbste die Kronen zu vergeben hätten. (*) Sogar jene Hälfte von Austrasien, die er ihm schon einmal abgetreten hatte, suchte jetzt Karl in Besitz zu nehmen. Der alte kranke Ludwig, war über dieses alles so sehr aufgebracht, daß er von seinem Lager aufsprang, und die Kaiserkrone Karln vom Haupt zu schlagen beschloß. Aber mitten unter den Zurüstungen starb der große Mann zu . . . . . . den 28. August 876. in einem Alter zwischen siebenzig und achtzig Jahren. Er hatte ganz Deutschland besessen, so weit nähmlich solches damals bekannt war; also Baiern, Pannonien (Oesterreich) Kärnthen, Böhmen, Mähren, Ostfranken (Franken) Thüringen, Sachsen, Friesland, einen Theil von Austrasien (Lotharingen) Allemanien (Schwaben) Schweiz und Elsaß.

Es

(*) Folgende drei Kaiser haben die erste Schuld, daß in der Folge die Päbste alle Kaiser und Könige zu tyrannisiren sich herausnahmen: Lothar der erste, Ludwig der zweite und Karl der Kahle. Diese waren wohl Kaiser, aber nicht in Deutschland; daher habe ich sie nicht aufgenommen.

Es ist allemal ein redender Beweis der Größe eines Regenten, wenn unter ihm die Sitten sich verfeinern, und Künste und Wissenschaften sich über das Gewöhnliche erheben. Ludwig scheint selbst mehr Soldat als Gelehrter gewesen zu seyn, aber er schätzte darum die Wissenschaften nicht minder als Tapferkeit. Unter ihm kam die christliche Religion nach Böhmen und Mähren; Er predigte sie aber nicht durch die Schärfe des Schwerts, wie weiland sein Großvater, sondern mit Milde und Sanftmuth. Unter seiner Anführung schlugen die Deutschen alle ihre Feinde und setzten sich dadurch bei ihren Nachbarn in Respekt. Unter seinem Schutz verfeinerten sich die Sitten seiner Landsleute und minderten sich ihre Laster. Rabanus Maurus (nachher Erzbischof zu Mainz) und der Mönch Ottfried von Weisenburg, arbeiteten jetzt erst an der Verfeinerung der deutschen Sprache, und Fulda war die berühmteste deutsche Schule. Jetzt erst wurden die deutschen Silber- Eisen- und Kupfer- Bergwerke in Aufnahme gebracht, und sogar Gold aus dem Sande des Rheins und Mains gesammelt. Er hatte keine bestimmte Residenz um keine seiner deutschen Nationen zu beleidigen. Sein fränkisches Hoflager scheint Forchheim gewesen zu seyn; sein bairisches, Regensburg; sein rheinisches, Frankfurt, und sein sächsisches, Hamburg.

Ludwig der Deutsche, Muster eines wahrhaft großen und guten Monarchen.

Karl

Karl II. (*)

882. — 887.

Nach Ludwigs des Deutschen Absterben, hatten sich seine Söhne in Deutschland getheilt. Als aber der älteste (Karlmann) vier — und der zweite (Ludwig) sechs Jahre darauf starb, so fiel ganz Deutschland und Italien sammt der Kaiserwürde an den jüngsten Sohn Karl, welchen man wegen seiner Korpulenz den Dicken nannte. Man kann also erst vom Jahr 882. an, ihn als deutsches Reichsoberhaupt betrachten. Drei Jahre darauf ward ihm auch die französische Krone angetragen, und nun hatte er alles beisammen, was sein Urgroßvater Karl der Große besessen hatte; Majorca, Minorca, Arragonien, Navarra, das neue Königreich Burgund und Kärnthen ausgenommen. In Zeit von drei Jahren ward er also, ohne all sein Zuthun, und in der That blos durch Zufall aus einem kleinen Könige von Schwaben, der damalige größte Monarch der Welt. So sehr ihm aber dieses wegen seiner wirklich guten Eigenschaften zu gönnen war, so sehr war er dabei zu bedauern; denn eben der Zuwachs dieser Größe machte sein Unglück. Es geht den Großen dieser Welt wie dem Privatmanne; Man beurtheilt die Handlungen nie nach der Absicht und nach den Umständen, sondern immer nur nach dem Ausgan-

(*) Als Oberhaupt Deutschlands.

gange. Ein sehr betrüglicher Maasstab, der uns in der That zu ungerechten und unbilligen Schlüssen verleitet. Bei Karl dem Dicken war dieses der nähmliche Fall. Die Geschichtschreiber seiner und der jetzigen Zeit meisten Theils, thaten ihm großes Unrecht, in dem sie ihn der Regierung überhaupt für unfähig schilderten — wenigstens mit seinem Großvater Ludwig dem Frommen in eine Klasse setzten. Jener regierte durch andere; dieser durch sich selbst. Jener ließ sich leicht wenden; dieser hielt strenge über seine Grundsätze. Jener war beinahe einfältig; dieser bei weitem nicht. Karl war bieder und braf, wie sein Vater. Das ist in der That viel gesagt, und seine Handlungen widerlegen diese Behauptung nicht. Nachdem niemand den noch übrig gewesenen französischen Karolinger (Karl den Stammler) zum Kaiser haben wollte, so sahe sich der Pabst Johann der achte gezwungen, Ludwigs des Deutschen Söhnen diese Würde selbst anzubiethen. Karl war bald darauf willens nach Rom zu gehen, um mit dem Pabste sich deswegen zu unterreden, erstaunte aber nicht wenig, als er auf der Hinreise den Pabst in Ravenna antraf, der wie er ihm sehr artig zu verstehen gab, ihm dadurch daß er ihm entgegengegangen seye, eine ausgezeichnete Probe seiner besondern Hochachtung gegeben haben wollte.

So angenehm diese mit dem Stolze der Päbste äußerst kontrastirende — und den damaligen Zeiten schon nicht mehr angemessene Höflichkeit Johann des achten, dem auch stolzen Karl gewesen seyn mag, so errieth er doch des Pabsts wahre Absicht sehr leicht. Dieser hätte ihm nähmlich nur mit Feinheit zu verstehen geben wollen; was sein Bruder

Karlmann bereits gegen die kaiserliche Krönung einem Pabst für Gefälligkeiten zu thun versprochen habe; nähmlich die römische Kirche mehr als jemals zu erhöhen, und seine Deutschen gegen die Saracenen und Spoletaner zu führen, um sie dem Pabst zu gefallen todt schlagen zu lassen. Karl (meinte der Pabst,) könne ja die nähmlichen Bedingungen eingehen, und damit die kaiserliche Krönung nicht zu lange aufgeschoben werden dürfe, nur einstweilen durch einige Große des Reichs diese Bedingungen in seinem Nahmen festsetzen und beschwören lassen. Karl that dießmals nichts als daß er wieder nach Deutschland zurückgieng, des Vorsatzes zum Nachtheil seines Bruders sich mit dem Pabste nicht weiter einzulassen. Gleich darauf aber starben kurz hinter einander seine Brüder. Er war nun wieder auf dem Wege nach Rom. Der Pabst, welcher glaubte, ihn wie das erstemal behandeln zu können, gab anfangs glatte Worte, und schrieb zuletzt gar, daß Karl das Gebiet des heiligen Peters nicht eher betreten solle, bis jene Bedingungen berichtigt seyn würden. Nichts half, Karl traf in Rom ein, und der Pabst mußte ihn ohne weiters zum Kaiser krönen. Man findet wenigstens nichts Schriftliches, wodurch er sich vom Pabst hätte binden lassen. Im Gegentheil aber übte er sein Recht über die Pabstwahlen bei Gelegenheit Marinus des ersten, und Adrians des dritten, standhaft aus. Dem Letztern besonders war dieses sehr ärgerlich, er machte also eine Verordnung, wodurch, wie er glaubte, den Kaisern künftig aller Einfluß bei Pabstwahlen auf immer benommen seyn sollte. Sein Nachfolger Stephan der fünfte suchte sogleich Gebrauch von dieser Verordnung dadurch zu machen,

daß er ohne Karls Vorwissen den päbstlichen Stuhl bestieg. Dafür aber erkannte ihn dieser nicht eher als Pabst, bis er seine kaiserliche Beståttigung eingeholt hatte. Stephan rächete sich nun wegen seiner mißlungenen Absicht an Karln auf alle Weise. Und weil auch der Kaiser sich die Beståttigung der Bischöfe seiner Lande nicht nehmen ließ, so suchten die Päbste diese wenigstens dadurch fest an ihr Interesse zu knüpfen, daß sie ihnen das Pallium nicht eher gaben, bis sie auf die Decretalen geschworen hatten. Ich behaupte, daß selbst ein Ludwig der Deutsche in der Lage eines Karls des Dicken, den gelegten Fallstricken so wenig als dieser würde entgangen seyn, weil es für einen Menschen eine pure Unmöglichkeit war. Um mich meinen Lesern verständlich zu machen, muß ich nothwendig erst Karls des Dicken Situation schildern. Er konnte unmöglich in Zeit von fünf Jahren, (denn so lange dauerte seine Regierung der gesammten Länder) die ihm fast zu einer Zeit zugefallene fremde und weitläuftige Staaten kennen lernen. Jeder von ihnen wollte nach andern Grundsätzen regiert seyn, und in jedem waren Ruhe und Ordnung fremde Nahmen.

Es waren bereits Staaten im Staat ohne Zahl entstanden, denn viele Herzoge, Grafen und Bischöffe hatten sich der Güter der Mindermächtigen bemeistert, ihre Rivalen bekriegt, ihre Lehen vererbt, und also vergrößert sich auf diese Weise von ihren Oberherrn unabhängig zu machen gewußt. Karl war gar nicht nach dem Sinne dieser Herren, denn er setzte ihrer Herrschsucht immerfort Gränzen. Alles klagte über Bedrückung, rief das gemeinschaftliche Oberhaupt

um Beistand an, ward unzufrieden, und lehnte sich wider solches selbst auf, wenn es ihnen Recht hatte wiederfahren lassen. War Karl beschäftiget Unruhen in Deutschland beizulegen, so riefen ihn die Franzosen; war er in Frankreich, so riefen ihn die Italiener, der Pabst, und die Deutschen. Das allerschlimmste war, daß Feinde von außen diese Reiche beunruhigten, während sich die Einwohner desselben selbst in den Haaren lagen. Um all diesem Unheil zu begegnen, mußte der Kaiser Geld haben. Dieses aber hatte sich längst in die Klöster verkrochen. Der Kaiser Karl rief den Klöstern eben so vergeblich zu, als in unsern Tagen der Kaiser Franz der zweite den deutschen Reichsständen vergeblich zurief, daß das Vaterland in Gefahr seye. Er nahm also nothgedrungen den Klöstern einen Theil ihres Schatzes. Die Mönche nannten sehr schlau ihren Privatschatz den Schatz der Kirche Gottes und der Heiligen, schrien über Heiligthumsverletzung und Kirchenraub, und schwuren dem Kaiser ewigen Haß, und hielten bei allen Gelegenheiten ihr Wort so gut wie ihr heiliger Vater zu Rom.

Arnulf von Kärnthen war Karls Neffe, ein natürlicher Sohn seines Bruders Karlmanns. Dieser hatte schon längst Lust gehabt, seinen weit bessern Oheim von dem deutschen Throne zu verdrängen, und sich selbst darauf zu setzen. Er gab sich unter der Hand alle Mühe, um seinen Endzweck zu erreichen, und fieng alles auf, was ihm dazu nützen konnte. Während Karl mit Beilegung der Ruhe seiner Staaten beschäftigt war, hatte sich seine Gemahlinn Richarda mit seinem Minister dem Bischoff

Luitward von Vercelles die Zeit sehr artig vertrieben. Diese heilige Person, die das Kloster Andlau stiftete, nahm keinen Anstand, dem Prälaten die Rechte eines Gatten zuzugestehen, der überhaupt sehr verliebter Complexion gewesen seyn mag, weil er seine Augen auch auf andere Töchter des Landes geworfen, und sie von Zeit zu Zeit in der guten Absicht ihnen unter seinen Anverwandten Männer zu verschaffen, zum größten Mißvergnügen der Ihrigen außer Landes geschickt hatte. Karl war ein Deutscher; wäre er ein Italiener gewesen, so würde er nicht viel Aufhebens von dieser Sache gemacht haben; denn ungefehr um diese Zeit fiengen die italienischen Fürsten an, ihre Weiber den Kardinälen und Päbsten zu leihen (*). Er jagte den geistlichen Exminister mit Schande von seinem Hofe, und bath den Pabst ihn von seiner frommen Gemahlinn zu scheiden. Hätte sich dieser wegen der Spoletaner und Saracenen, die ihn unaufhörlich ängstigten, mit dem Kaiser entzweien dürfen, so würde er Kraft seiner Untrüglichkeit dem Kaiser ohne Zweifel bewiesen haben, daß ein Bischoff und die Stifterinn eines Klosters keinen Ehebruch begehen können. Und der Kaiser würde sich um so mehr dabei haben beruhigen müssen, da viele rüstige Männer bereit waren, im Kampf auf Leben und Tod, und die Kaiserinn selbst durch glühende Pflugscharen ihre Unschuld darzuthun. Jetzt befreyete der Pabst den Kaiser von diesen schlüpfrigen Gottesurteln, wie man diese

(*) Man erinnere sich eines Sergius des dritten und seiner Concubine Theodora, eines Johann des zehnten und seiner Concubine Marozzia.

Beweißmittel nannte, indem er sich seinem Begehren selbst nicht in Weg stellte. In dem Exminister aber hatte Karl einen seiner fürchterlichsten Feinde bekommen. Denn er gieng mit allen seinen Heimlichkeiten zu Arnulfen über. Noch eines Umstandes muß ich hier gedenken: Die erhaltenen Königreiche Frankreich und Italien verdarben durch ihre Kommunikation mit Deutschland, letzteres immer mehr, weil sie den påbstlichen Despotismus und ihre schådlichen Sitten mitherůbergebracht hatten.

So waren Lånder und Leute beschaffen, die Karl regieren sollte. Und man wird sich gewiß nicht mehr wundern, daß seine meisten Unternehmungen verunglůckten. Man schien in allen seinen Låndern es geflissentlich darauf angetragen zu haben, alle seine Handlungen herunter zu setzen, um einen gemeinschaftlich verabredeten Endzweck — seine Absetzung zu erreichen. Man setzte die Eigenschaften seiner Brůder weit ůber die seinigen, und bedachte nicht daß diese nur Låndchen gegen ihn regieret, und weiland unaufhörlich gegen einen guten Vater rebellirt hatten, er aber gar nie, und daß sich Karlmann um vom Pabste die Kaiserkrönung zu erhalten, sich freywillig in dessen Sclaverey habe begeben wollen, er aber durchaus nicht.

Man murrete laut, daß er den råuberischen Normannen einen Theil von Friesland und Burgund abgetreten, und dadurch, und mit den Klosterschåtzen sich und seinen Låndern Ruhe erkauft hatte. Man nannte Feigheit, was Nothwendigkeit war. Er hatte ja keine andere Wahl, entweder etwas, oder alles aufzuopfern; denn an eine thåtige

tige Unterstützung, oder die gemeinschaftliche Beiwirkung zu einerlei Endzweck, war gar nicht zu denken. Karl hatte zwar bei Gelegenheit der Abtretung jenes Theils von Friesland ein ziemlich starkes Heer, und der gemeine Mann brannte für Begierde, diesen Feind zu schlagen. Allein die Großen seiner Armee hatten längst zum Frieden gerathen; sey es nun daß sie überzeugt waren, den Normannen das Wiederkommen doch nicht verbiethen zu können, oder daß sie Gelegenheit suchten, den Kaiser beim Volke verächtlich zu machen. Und der normannische König Gottfried hatte versprochen, nicht nur keine Feindseligkeiten mehr gegen das deutsche Reich auszuüben, sondern sich auch sogar taufen lassen. Der Kaiser selbst hatte die Pathenstelle dabei vertreten. Da nun der normännische König und viele seiner Landsleute Christen worden waren, so hatte auch die Geistlichkeit ihre Meinung geändert, und sammt den Großen zum Frieden gerathen. Endlich kam auch noch der Pabst dazwischen, in dessen Händen dazumal Karls Wohl oder Wehe lag, und der nun gerade jetzt mehr als jemals von dem spoletinischen Herzog Guido gedrängt war, und dem Kaiser zuschrieb, daß das Wohl der Kirche dem Wohl aller seiner Staaten und Länder vorgehe; er möchte nun doch einmal kommen und helfen; die Noth sey am äußersten.

Man erwäge nun alle diese einander so sehr entgegen laufende Umstände und meine obige Schilderung der innerlichen und äußerlichen Unruhen in allen seinen Ländern, und in Deutschland ins besondere dazu, und entscheide nun selbst, ob Karl anders handeln konnte.

Er rettete seine Ehre noch überdieses dadurch, daß er nun sogleich seine kriegerischen Deutschen in eigener Person nach Italien führte, dem Herzog Einhalt that, ihn gefangen nahm, und seiner Ehren entsetzte. Daß dieser in der Folge dem Verhaft entsprang, die Saracenen aufwiegelte, und dadurch Italien aufs neue in Schrecken setzte; dieß war nicht die Schuld Karls: seine Gegenwart, welche jetzt in andern Ländern unumgänglich erforderlich war, mußte die Fortschritte der Saracenen begünstigen. Dennoch unterwarf sich ihm der Spoletiner auch jetzt wieder sammt seinen Anhängern. Der Kaiser begnadigte sie, aber der Pabst und die Italiener murreten, daß er seine Feinde nicht lieber von der Erde vertilgt habe. Es war in der That ein charakterisirender Zug bei Karln, daß er wie sein Vater sehr ungerne strafte, und sehr gerne verziehe. Hält man nun diesen Charakterzug mit der Unveränderlichkeit seiner Maasregeln zusammen, so sieht man daraus, daß er nach Grundsätzen handelte, die eben sowohl Verstand als ein gutes Herz verriethen, daß er völlig Herr über seine Leidenschaften war, und gemäß diesem immer das allgemeine Wohl seinem Privatvortheil vorzog. Kurz er war seines großen Vaters vollkommen würdig.

In Ansehung der Abtretung eines Theils von Burgund kann man dem Kaiser noch weniger zur Last legen. Erstlich kannte er das ihm erst kürzlich angetragene Frankreich noch gar nicht. Es hatte ihn auch mehr aus Noth weil es sich nicht anders gegen seine Feinde schützen konnte, mit Ausschließung Karls des Einfältigen zum Könige gewählt. Verschiedene französische Große hätten sich längst schon selbst gerne in Frankreich getheilt, wenn es zur Zeit

rath=

rathsam gewesen wäre, durch innere Kriege den Normannen noch mehr Blösen zu geben. Burgund hauptsächlich war ein Gegenstand mit von jener Theilung, und daher aufgehetzt worden, den Kaiser nicht durchgehends für seinen König zu erkennen. Dieser hatte also, zumal bei der jetzigen mißlichen Lage seiner Person selbst, schon gar keinen sonderlichen Lust, sich in die französischen Händel zu mischen, ungerne entschloß er sich dazu. Alleine die Aspecten wurden immer ungünstiger. Die Normannen waren nähmlich immer in sehr großer Menge vorhanden, hatten sich bereits der besten Plätze bemächtiget, und waren schon des Landes besser kundig, als der Kaiser selbst und seine im Verhältniß gegen die Feinde wenigen Deutschen. Doch ließ der Kaiser die Hoffnung noch nicht sinken. Als aber darauf die Feinde aus ihren nur ihnen bekannten Schlupf-Winkeln den Grafen Heinrich von Babenberg mordeten, so mußte wohl der Kaiser alle Geduld verlieren, und Jedermann einsehen, daß hier Gewalt nichts auszurichten vermöge. Die Deutschen ruheten auch nicht, folglich konnte Karl nichts bessers thun, als sich auch wieder mit den Normannen so gut als möglich abzufinden, und nach Deutschland zurückzugehen, nachdem er um seine größte Stütze, seinen treuen und tapfern Babenberg, den größten und furchtbarsten General des damaligen christlichen Europa gekommen war, so daß ihm Frankreich alleine mehr als alle seine Länder gekostet hatte. Im Grunde betrachtet, hatte er sich durch die Abtretung eines Theils von Burgund, an den übelgesinnten Burgundiern zugleich gerächt, und seinen übrigen gutgesinnten Ländern Ruhe wenigstens von den furchtbaren Normannen geschafft. So nahm es aber das

Volk nicht, welches zu allen Zeiten nachbethete, was ihm die Mönche vorgeplaudert hatten. So nahm es der Bischoff von Vercelli nicht, welcher Rache schnaubete. So nahmen es die Großen nicht, welche der Kaiser zu sehr auf die Finger geklopft hatte. So nahmen es Arnulf, die Grafen von Paris Otto und Rudolph, und die Herzoge von Berengar von Friaul und Guido von Spoleto nicht, welche die Länder Karls unter sich theilen wollten. So nahm es endlich auch der heilige Vater nicht, welcher jetzt in allen diesen, weit gehorsamere Söhne sich versprach, als in Karln, der deutsch dachte und nur aus Noth römisch handelte. — Genug, Karls längst verabredete Absetzung ward auf dem Reichstag zu Tribur im Jahr 887. beschlossen. Nur seine Allemannier bei denen er erzogen worden war, die er länger als alle seine andern Staaten regiert hatte, und die ihn am besten unter allen kannten und liebten — nur diese hielten noch an ihm. Doch war es ihnen unmöglich dem Pabst und seinen Spießgesellen länger zu widerstehen. Karl hatte wirklich fast alle mögliche Widerwärtigkeiten erfahren. Es fehlte nur noch daß er wie sein Großvater und Vater unzufriedene Söhne gehabt hätte. Die Ursachen seiner Absetzung kennen wir jetzt besser als nach dem toden Buchstaben auf dem geduldigen Pergament und Papier. Seine Regierung über Deutschland hatte nur fünf Jahre gedauert. Der jetzt von Jedermann verlassene unglückliche Monarch war noch immer groß genug, für sich selbst von seinem deutschen Nachfolger Arnulf nichts zu bitten. Gerne schickte er durch seinen einzigen und natürlichen Sohn Bernhard ihm die Reichsinsignien, und bath zugleich diesen neuen Kaiser um eine anständige

Versorgung für denselben. Für ihn selbst aber konnte die Welt schon lange keine Freuden mehr gehabt haben. Er gieng also mehr freywillig als aus Noth ins Kloster Reichenau, welchem er zuvor vorzüglich viel Gutes gethan hatte. Tiefer Kummer über die Undankbarkeit seiner Unterthanen bei Sorgen aller Art, hatten ihn früh reif zum Grabe gemacht, und waren wahrscheinlich die Ursache, daß er nur noch kurze Zeit in diesem Kloster lebte, indem er im Jahr 888. am 12. Januar in seinen besten Jahren starb.

Es währete kaum einige Jahre, so sahe der größte Theil Teutschlands ein, daß es ihm großes Unrecht gethan hatte. Es sahe ein, daß Arnulf seinem Vorgänger an guten Eigenschaften nachstand, und Unmöglichkeiten eben so wenig möglich machen konnte als er.

Karl der Dicke, war kein unrechter, aber von Jedermann verkannter und verfolgter Regent, von dem man, um ihn stürzen zu können Unmöglichkeiten foderte, und der, weil er nichts von seiner Ehre und seinen Rechten verlieren und vergeben wollte, alles verlor.

Arnulf.

Arnulf.

887. — 899.

Der Bruder Karl des Dicken, Karlmann, hatte mit seiner Beischläferinn Litoswinda aus slavischen Geschlechte, Arnulfen gezeugt, den er hernach zum Herzog über Kärnthen machte, welches er auch behielt, als sein Vater tod war, und alle übrige Länder auf dessen Bruder Karl den Dicken als alleinigen rechtmäßigen Erben übergegangen waren. Arnulf war schon als Jüngling durstig nach Thaten; war es noch mehr als Mann. Er war wirklich tapfer; dieß hatte er mehrmals gegen seine Nachbarn bewiesen, die nicht wenig Lust gehabt hatten, sich in sein Ländchen zu theilen, aber immer mit blutigen Köpfen zurückgejagt worden waren. In der Folge war seine Tapferkeit sehr oft Tollkühnheit. Von der Seite des Herzens betrachtet, bleibt man immer zweifelhaft über ihn. Arnulfen schmeichelte es gar sehr, daß man in Deutschland von seinen kleinen Händeln so viel Aufhebens machte, während alles mit seinem Vetter unzufrieden war. Es kränkte ihn, daß ihn seine Geburt abhielt, diese günstige Stimmung Deutschlands zu seinem Vortheil zu benutzen. Achtung und Freundschaft für den unglücklichen Karl lagen ihm mehr auf der Zunge als im Herzen. Der Bischoff von Vercell brauchte also keine großen Ueberredungskünste, um ihn zum Werkzeug seiner Rache zu machen. Die Mittel,

wodurch

wodurch Arnulf sich den Weg zu dem Thron der Deutschen bahnte, sind bekannt. Ich übergebe sie hier. Daß Untreue seinen eigenen Herrn schlage; Dieß Sprüchwort traf auch bey Arnulf sehr bald ein. Um seine Absichten zu erreichen, hatte er sich den Pabst, die Großen, die Bischöfe und die Geistlichkeit, welche zusammen die Seele Deutschlands ausmachten, auf alle Weise gefällig zu machen gesucht. Dadurch machte er sich zu ihren Sclaven.

Jetzt, da er wirklich König von Deutschland worden war, ließ man ihn von allen Seiten fühlen, daß er nicht wie seine Vorgänger Erbkönig, sondern nur Wahlkönig sey, und auch dieses nur zu Gefallen. So schrieben ihm die Bischöfe Regierungsregeln vor und vergaßen sich am allerwenigsten dabei. Die weltlichen Großen fiengen jetzt auch an zu fodern, wo sie sonst bathen. Und seine ehemaligen Anhänger wollten nicht weniger befriediget seyn. Aus diesen Ursachen nur hatte man ihm die Stimme gegeben. Arnulfs Gevatter, der Fürst Zwentebold hatte nun an Mähren alleine nicht genug, er wollte auch Böhmen unter seiner Aufsicht haben. Der neue König willfahrte, indem er glaubte ihm einen Beweis seiner Gnade gegeben zu haben; welchen jener für seiner Schuldigkeit ansahe. Kaum sahe sich Zwentebold also verstärkt, so wiegelte er die bisher immer ruhig gewesenen Böhmen wider seinen Gevatter, als ihr Reichsoberhaupt, auf, und hatte dabei keine andere Absicht, als sich selbst darinnen souverain zu machen. Der König, der seine Macht bei den damaligen vielfältigen Unruhen Deutschlands theilen mußte, konnte den Gevatter Rebellen durch seine Deut-

schen alleine nicht bändigen. Er verfiel also auf dessen Nachbarn, die Hunnen, und ließ ihn durch diese zu seiner Pflicht zurückbringen. Alleine diese hatten nun hierdurch die Schwäche des deutschen Reichsoberhaupts kennen lernen, und von dieser Zeit an Deutschland unaufhörlich beunruhiget. Durch diesen Schritt, wozu doch in der That Arnulfen die Noth zwang, hatte er Deutschland die erste Gelegenheit zum Mißvergnügen über seine Regierung gegeben, und auch wirklich Deutschland unter der Regierung seines Sohnes unbeschreibliches Elend zugezogen. Pappon, welchen Karl der Dicke wegen seiner Treue zum Herzog über Thüringen ernannt hatte, setzte Arnulf ab, weil ein gewisser Conrad ein Freund von ihm gerne Herzog zu Thüringen gewesen wäre. Die Geistlichkeit nahm sich unter Arnulfen sehr viel über die Fürsten Grafen und Edlen heraus. Ihre Macht wuchs zusehends und man hörte allenthalben von Streitigkeiten zwischen den Prälaten und Klöstern einerseits und den Herzogen, Grafen und Rittern andrerseits. In Schwaben lehrten die mächtigen Grafen Erchanger und Berthold den habsüchtigen Bischoff Salomon von Costnitz gleichwohl Respekt; und der Kaiser, der es mit keinem Theil verderben wollte, spielte dabei wider seine Gewohnheit den Politiker.

In Franken lagen sich die Grafen von Hasgau, und die Grafen von Babenberg beständig in den Haaren. Der Kaiser aber hatte sonst genug zu thun, als daß er die Babenberge, Freunde des vorigen Kaisers, wie wir wissen, und tapfer wie ihr Vater und Bruder, Karls des Dicken großer General, zum besten seiner Anhänger, der Hasgauer

gauer, mit Ernst hätte bändigen können. Arnulf zog seine Anhanger bei aller Gelegenheit vor, beförderte sie zu geistlichen und weltlichen Würden und Aemtern, und setzte diejenigen welche Karln treugeblieben waren, überall zurücke. Ein Graf von Rothenburg ward Bischoff zu Würzburg, weil er ein Hasgauer war, und die Macht seines Haußes dadurch gegen die Babenberge verstärken wollte (*). Wirklich suchten die adelichen Häuser damals mehr als zuvor in Verbindung mit Bischöffen zu kommen, weil das Schwert den Hirtenstab in den meisten Fällen respectiren mußte. Und wenn beide in Verbindung waren, so mußte man den Verstand und Muth eines Babenbergs haben, um sich aufrecht zu erhalten. Daß dadurch der Befehdungssucht eben kein Einhalt gethan werde, hätte Arnulf einsehen müßen, wenn er eben so viel Verstand als Muth gehabt hätte, oder wenn er mehr sein eigener Herr gewesen wäre. Unter ihm vergrößerten sich also die Großen in Deutschland mehr als jemals, und verschiedene deutsche Bischöffe, die zwar zuvor schon regierende Herren gewesen waren, dehnten jetzt ihr Ansehen und ihre Macht weit mehr als sonst aus. Zu dem Besitz solcher mehr weltlich als geistlichen Aemter konnte schon seit langer Zeit niemand anders, als der aus ächt ritterlichem Hause war, gelangen. Doch waren einige Bißthümer vorhanden, denen noch gemeine Mönche vorstunden. Da- hin

(*) Bernhard, Heinrich, Mainhard, und Emmenhard oder Rheinhard, sämmtlich aus dem Hause Rothenburg, waren theils hintereinander, theils bald aufeinander, Bischöffe daselbst.

hin rechne ich Eichstätt. Dieses hatte endlich unter Karl dem Dicken einen gewissen Erchambold zum Bischoff bekommen, der sich mit einem so kleinen Ländchen als dieses Bißthum damals unter sich hatte, nicht begnügen wollte. Daß er mehr Anhänger Arnulfs als Karls war, ist daraus begreiflich, weil jener mehr Freund der Geistlichkeit war als dieser, und daß Arnulf die Freundschaft dieses Prälaten vorzüglich gegen Karln benutzen zu können glaubte, ist dadurch wahrscheinlich, weil derselbe auch seine Abkunft von Karln dem Großen herleitete, und also bei den Zwistigkeiten zwischen Arnulfen und Karl dem Dicken, wegen seiner mit beiden gemeinschaftlichen Abkunft, mehr als irgend ein anderer Bischoff bei dem deutschen Publikum, zum Besten des Erstern mitwirken konnte. Indessen wollte Erchebald seine freundschaftliche Beiwirkung ebenfalls nicht umsonst gethan haben. Kaum war also Arnulf auf den Thron gekommen, so mußte er unter dem Vorwande einer Seelenmessenstiftung, für sich und seine Aeltern, dem Bißthum einen sehr großen Theil von dem Königshof zu Weisenburg schenken, (*) und dadurch das Gebiet desselben zuerst ansehnlich erweitern. Bei Gelegenheit dieser Donation kann man sehen, wie ohnmächtig sich dieser Regent durch seine Kabalen gegen Karl, selbst gemacht hatte, und wie sehr er sich jetzt hüten mußte, um ja keinen seiner Vasallen und Diener zu beleidigen. Wirklich konnte er diese Schenkung nicht anders als mit ausdrück-

(*) Die Donation steht in Sinolds, genannt von Schütz, Corp. Hist. Brandeb. diplomat. I. Th. 4. Abh. S. 22.

drücklicher Einwilligung des Gaugrafen machen. Auch ist nichts gewisser, als daß die Urkunde vom Bischoff dem Kaiser oder seinem Schreiber in die Feder dictirt — und nicht nur darinnen alle Landesherrliche Rechte festgestellet, sondern auch die Gränzen derselben so angegeben waren, daß man in der Folge das dotierte Gebiet sehr leicht noch mehr ausdehnen konnte. — Glückliche Jahrhunderte für die Geistlichkeit, da diese nur noch alleine lesen und schreiben konnte. Sechs Jahre hernach, fand dieser Bischoff Gelegenheit, sein Land noch um vieles erweitern zu können. Seine Nachbarinn war nähmlich Hildegard, eine Base Arnulfs, die aber Karl näher noch verwandt war, und eine eifrige Anhängerinn des Letztern deshalben gewesen seyn mochte. Arnulf konnte dieses nicht vergessen. Um so leichter ward es also dem Bischoff vorzugeben, daß ihr Ländchen vormals selbst unter der weltlichen unmittelbaren Oberaufsicht des Bißthums gestanden habe, und nur erst von der Hildegard und ihren Gehülfen von derselben losgerissen worden seye. Genug der Kaiser nahm es ihr, und gab es dem Bischoff oder dessen Vasallen Megengozzo, indem er jedermann bei seiner und Gottes Ungnade verboth, ihm solches wieder zu nehmen, oder auch nur zu schmälern.

Da in den damaligen Zeiten, besonders in Franken und Schwaben, die Besitzer solcher Distrikte, diese noch nicht eigenthümlich sondern nur aus königlicher Vergünstigung, und auf willkührliche Zeit besaßen, so konnte hier am allerwenigsten von einer Beraubung des Bischoffs die Rede seyn. Ueber das setzte sich aber der Kaiser hinweg, dem nun einmal die Gelegenheit erwünscht war, dem Bischoff

auf Kosten seiner verfolgten Base und ihrer Anhänger, eine neue Gefälligkeit erweisen zu können (*). Man erinnere sich hierbei, was Pütter sagt, daß nähmlich unter der Regierung Arnulfs hin und wieder nicht nur die zu einem Bißthum gehörigen Güter wie bisher von den Großen in diesen oder jenen Stücken befreyet, sondern auch selbst die Rechte der Grafen den Bischöffen übertragen wurden. Klugheit, mit welcher die Fürsten zu allen Zeiten mehr ausrichteten, als mit den Waffen, war also Arnulfs Sache garnicht. Er war in der That nur General des Pabsts und der deutschen Fürsten, und diese die Regenten Deutschlands. Sie ließen ihn Kriege führen, während sie seine Würde unter sich theilten. Und wenn ja der König einmal darauf verfallen war, selbst regieren zu wollen, so wußte man es immer so zu spielen, daß seine Regierung der Absicht bald dieses, bald jenes entsprach, und Arnulf nicht merkte, daß er der betrogene Theil war. Hätte er sich dem Pabst Formosus weniger verbindlich gemacht, und eben soviel Klugheit als Tapferkeit gehabt, so würde er sich um die italienischen Händel desselben und seines Freundes Berengars nichts bekümmert — mehr Rücksicht auf Deutschland genommen — und dadurch seine Würde geltender gemacht haben. Allein der Pabst verlangte jetzt auch eine Gegengefälligkeit von Arnulf, der, wäre er auch nicht ohnehin sehr leicht zu überreden gewesen, den Pabst um so weniger vor den Kopf stoßen wollte, als er sich immerfort mit der unverzeihlichen Hoffnung schmeichelte, durch

(*) Diese Urkunde steht gleichfalls im Sinold a. a. O. Seite 24.

durch dessen Beihülfe, wie weiland sein Anherr Karl der Große, Herr des halben Europa zu werden. So opferte also Arnulf in dem entfernten Italien, seinem Freunde dem Pabst und seiner eigenen Eroberungssucht, Gesundheit und den Kern seiner Völker auf, ohne sonst etwas als den leeren Kaisertitel von dorther mitgebracht haben. Da er nach langem Streiten nichts gewisser glaubte, als der Wirklichkeit seiner Plane schon ganz nahe zu seyn, schlugen sich die Nachfolger jenes Pabstes auf einmal auf die Seite seines Gegners (Guido) setzten ihm sogar einen Nebenkaiser, und zeigten ihm, daß er auch hier wieder der betrogene Theil sey.

Es war ein charakterisirender Zug Arnulfs, daß er bei dem freylich unerkannten Unvermögen sein Deutschland ordentlich regieren zu können, doch noch nach neuen Besitzungen haschte, Italien und Frankreich haben wollte, und nach einer Universalmonarchie strebte. Dieß war in der That eben soviel, als auf Eroberungen ausgehen, um sich solche wieder abschwatzen lassen zu können. Leichtsinn, Voreiligkeit, Großmuth, Freygebigkeit, Eroberungssucht, Schadenfreude und Leichtglaubigkeit wechselten bei Arnulfen beständig miteinander ab, und es hält schwer zu entscheiden, welche dieser Eigenschaften seine herrschende gewesen sey, weil er keinen eigenen Willen hatte, und sich so gut von den Pfaffen leiten ließ, als sein Urgroßvater Ludwig der Fromme. Er hatte so wenig festen Charakter, und eben so wenig Politik als dieser, und ward daher auch wie dieser von seinen Maulfreunden unaufhörlich hintergangen. Um das Beste seiner Unterthanen war es ihm weniger zu thun, als um die Beförderung seiner weitaussehenden Pla-

ne. Karl der Große war hierinnen sein Vorbild; welches zu erreichen er sich vergeblich bemühete.

Sein natürlicher Sohn Zwentebold, den er mit Einwilligung der Stände zum Könige von Lothringen machte, machte ihm durch seine Ausschweifungen viele Sorgen, und der Vater hatte immer zu besänftigen, und zu vermitteln, um seinen Liebling bei Ehren zu erhalten. Die auswärtigen Feinde gewannen stets, wenn sie es mit Arnulfs Kopf zu thun hatten, und verloren meisten Theils, wenn es auf seinen Arm ankam. Die räuberischen Normänner erfuhren Letzteres zu ihren Schaden..

Dieser Kaiser starb zu Regensburg im Jahr 899. am 29. November, da er eben mit den Gedanken schwanger gieng, noch einen dritten Versuch auf Italien zu machen. Seine Regierung dauerte eilf Jahre. Er war beliebt bei den Pfaffen und seinem Kriegsvolke. Der friedliche Landmann hingegen, und selbst die weltlichen Großen, wünschten sich oft den unglücklichen Karl den Dicken zurücke.

Arnulf war ein guter Soldat, und nur mittelmäßiger Regent.

Ludwig

Ludwig III. (*)

900. — 911.

Ludwig, Arnulfs hinterlassener einziger ehelicher Sohn, geboren von Oda im Jahr 893. war bei seines Vaters Absterben erst sieben Jahr alt, und starb im Jahr 911. den 20. Juni unvermählt in einem Alter von 18. Jahren. Dieß ist beinahe alles, was wir von ihm sagen können. Von einem Prinzen, der physisch und moralisch betrachtet ein Kind war, verlangt Niemand eine Charakteristik. Seine Regierung war also die gemeinschaftliche Regierung seiner Vormünder Herzogs Otto von Sachsen und Thüringen, und Erzbischoffs Hatto von Mainz, wozu der Mündel den Nahmen hergeben mußte. Nur muß man dabei das Gute derselben immer auf die Rechnung des Erstern so wie alle bösen Handlungen des unmündigen Ludwigs auf Rechnung des Letztern setzen. Man that folglich Unrecht, als man den 16. Vers des 10. Capitels des Prediger Salomons auf die damaligen Umstände deutete, denn Ludwig regierete nicht selbst. Beide Vormünder vergaßen ihren eigenen Vortheil nicht, nur wieder mit dem Unterschied, daß Otto hiedurch keinem dritten schadete. Otto war aber auch seinen sonstigen guten Eigenschaften unbeschadet, viel zu sehr Staatsmann, als daß er es mit dem ersten und ränkevollsten Bischoff des Reichs hätte verderben sollen, und Hatto

(*) Als deutsches Reichs-Oberhaupt.

to bewies, als dieser das durch den Tod seines bisherigen Besitzers erledigte Thüringen zu seinem Herzogthum Sachsen schlug, daß auch der Teufel Lebensart verstehe. Jedermann weiß, wie niederträchtig und meineidig Hatto den letzten Babenberger ums Leben brachte. Selbst gleichzeitige Schriftsteller verabscheueten diesen Mann, der sich für einen Diener Gottes ausgab, um dieses Bubenstücks willen — und die Harfner sangen über ein Jahrhundertlang Schandlieder auf ihn. Otto hatte sich während seiner Vormundschaft durch Edelmuth und Tapferkeit die Achtung von ganz Deutschland erworben, war auch an Macht, welche er während seiner Vormundschaft ohne alles Geräusch, soviel möglich, sicher zu stellen wußte, allen andern Fürsten überlegen. Man verfiel also einmüthig darauf, ihn zu Ludwigs Nachfolger zu ernennen. Alleine Otto, der ein Augenzeuge der unruhigen und gefahrvollen Regierungen Ludwigs des Deutschen, Karls des Dicken, Arnulfs und Ludwigs des Kinds gewesen war, besaß Verstand genug, den ruhigern und weniger gefährlichen Besitz Sachsens und Thüringens, von welchen er gewiß zu seyn glaubte, daß sie ihn und seine Nachkommen mit fremden Herzogen so leicht nicht würden vertauschen lassen, der drückenden deutschen Königskrone vorzuziehen. Er dankte für das Zutrauen der Deutschen, schützte sein Alter vor, und auf sein Anrathen wählte man den heimlichen Feind seines Hauses, einen Grafen von Franken, Konrad, welcher ohnehin auch der nächste Anverwandte Ludwigs war.

Konrad I.

911. — 918.

Konrad der Erste, ältester Sohn eines fränkischen Grafen von Hasgau, auch Konrad, welchen dieser mit seiner Gemahlinn Glismuth erzeugt hatte, ward also durch die Vorsprache Herzogs Otto von Sachsen und Thüringen, zum Nachfolger seines Verwandten Ludwigs des Zweiten, gewählt. Doch behielt Otto das Zutrauen der Deutschen in so hohem Grade, daß sie ihn beinahe mehr respectirten, als Konraden selbst (*). Dieser große Mann starb aber zum größten Leidwesen der Deutschen, und wahrscheinlich zur größten Freude des neuen Königs, schon im zweiten Regierungsjahr desselben. Kaum war er todt, so vergaß der König alles, was er ihm schuldig war, und traf wirklich Anstalten, seinem Sohn Heinrich einen Theil seiner Länder zu nehmen. Allein Heinrich war in all seinen Ländern, und insbesondere in seinem Sachsenlande, in dessen Mitte er und all seine Ahnen geboren und erzogen worden, viel zu beliebt, als daß sich eines oder das an-

(*) So erkläre ich mir die Stelle des Benedictinermönchs Wittichings zu Corvey: — Ejus (Ottonis) consultu, Conradus quondam Dux Francorum ungitur in regem; penes Ottonem tamen summum semper et ubique vigebat imperium.

dere freywillig sollte von ihm haben trennen lassen. In den Kriegen der Franken gegen die Sachsen, zogen deshalben die letztern immer den Kürzern: immer wurden sie mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt, und zuletzt bei Merseburg dergestalt geschlagen, daß Deutschland nicht begreifen konnte, wie das Fegfeuer eine solche Menge Menschen auf einmal beherbergen könne (*).

Zu spät für das Beste des Reichs sahe der König ein, daß mit Gewalt gegen den tapfern Heinrich nichts auszurichten seye, und damit derselbe seine Siege sich nicht zu sehr zu Nutzen machen möchte, mußte er jetzt nicht nur gezwungen Friede machen, und Heinrichs väterliche Besitzungen und Gerechtsame bestätigen, sondern noch überdieses geduldig zusehen, wie sein selbstgemachter Feind von dieser Zeit an, die letztern auf eine — von einem deutschen Herzoge zuvor unerhört gewesene Weise, sogar bis zur Unumschränktheit ausdehnte (**). So hätte also Konrads Haß gegen das sächsische Hauß, ihm und dem Reiche einen mächtigen Vasallen bald gar entrissen, wenn sich der Vasall nicht noch mit der Erblichkeit der Regierung auf sein Haus und mit der Versicherung anderer vorzüglicher Rechte hätte zufrieden stellen lassen. Wollte man auch zur Entschuldigung Konrads annehmen, daß eine so ansehnliche Macht in den Händen eines Einzigen dem königlichen Ansehen habe gefährlich scheinen müssen, so kann man doch nicht läug-

---

(*) Ubi infernus, qui tot Francos capiat!

(**) Henricus qui primus libera cum poteſtate regnavit in Saxonia.

läugnen, daß weder Otto noch Heinrich zuvor daran gedacht haben, daß sie diese Macht für etwas anders als eine königliche Gnade zu achten hätten. Den Kaisern oder Königen wäre also bei Veränderungsfällen die Belehnung immer freygestanden. Am allerwenigsten war jetzt der Zeitpunkt einen wegen der väterlichen und eigenen Verdienste allgemein beliebten Prinzen, so ohne alle erhebliche Ursache, zu beleidigen. Es war sehr unklug von Konrad, daß er gerade an einem Prinzen zum Ritter werden wollte, der von besserer Abkunft war, als er selbst, und an dessen Vater es nur gelegen hatte, daß er nicht jetzt schon selbst König der Deutschen statt seiner war. Doch Konrads Neid und Haß gegen das sächsische Haus, äußerte sich seine ganze Regierung hindurch zu deutlich, als daß sein damaliger Beweggrund anderswo, als darinnen, und in der intendirten Vergrößerung seines eigenen Hauses, zu suchen seyn möchte.

Hätte dieser unzeitige und übereilte Schritt, bloß den Verlust vieler königlichen Rechte auf Sachsen und Thüringen zur Folge gehabt, so würde das Reich noch gut genug davon gekommen seyn; allein Heinrichs Benehmen und Glück fand wie alle gewagte Unternehmungen, zuerst Erstaunen, dann Bewunderung, und endlich Nacheiferung. Von dieser Zeit an sahen die Fürsten und Herzoge von Lothringen, Böhmen und Baiern, den König nur für ihres Gleichen an, und suchten eben solche Freyheiten zu erlangen, wie Heinrich. Sie meinten ein anderwärts geborner Graf und Herzog könne eben so gut ohne Einfluß eines höhern Fürsten, Land und Leute regieren, als ein frän-

kischer Graf. Jetzt erst fiengen sie an, laut zu sagen, was sie vorher nur gedacht hatten, daß nähmlich nach Abgang der Karolinger sich das deutsche Reichssystem geändert habe; jede Provinz sey nun ihrer Pflichten gegen ein allgemeines Oberhaupt los, könne für sich bestehen, und einen eigenen Herrscher haben. Bloß die Pfaffenfürsten, die sich nicht selbst schützen konnten, bedürften ein allgemeines Oberhaupt.

In der That bewiesen Letztere eine große Anhänglichkeit an den König, und er an sie. Man kann ohne ungerecht zu seyn, ihm dieses nicht verdenken, denn die geistlichen Reichsstände fast alleine, respectirten ihn. Falsch verstandene Frömmigkeit bestimmte den König nicht zu dieser Anhänglichkeit, sondern List durch den mächtigen Einfluß der Geistlichkeit, die weltlichen Stände zu paaren zu treiben. Er glaubte Wunder was der Bannfluch der baierischen Bischöffe gegen den Herzog Arnulf von Baiern ausrichten würde. Konrad war kein Schwachkopf. Er hatte wirklich manche gute Eigenschaft, und gab sich alle Mühe das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten. Aber es geschah mehr um sein selbst willen, als des gemeinen Besten wegen. Daher findet man verschiedene Handlungen von ihm, die sich zu widersprechen scheinen. Selbst seinen geistlichen Günstlingen räumte er nichts zum Nachtheil dieses Ansehens ein. Auch Tapferkeit kann man ihm nicht absprechen — und — was zu seiner Zeit etwas Ausserordentliches an einem Fürsten, Ritter, oder anderm Laien war, er war Freund der Wissenschaften und Gelehrsamkeit, konnte selbst deutsch und lateinisch lesen und schrei-

ben, und ließ sich sogar noch in seinem männlichen Alter, im Griechischen unterweisen. Er besuchte öfters die Schulen, und sorgte, daß die Jugend gut erzogen würde. Schade daß der übrige moralische Character dieses also in mancher Rücksicht guten Regenten Deutschlands, nicht der beste war. Stolz, Neid, Undankbarkeit, Unversöhnlichkeit und Rachsucht, Eigennützigkeit, zu auffallende Vorliebe zur Geistlichkeit bei jeder Gelegenheit, und Belohnung seiner hungrigen Kreaturen immer auf Kosten der gehaßten weltlichen Großen, nicht selten auch zu rasche und beinahe gewaltsame Vorschritte; dieß alles machte ihn selbst immer mehr verhaßt, und brachte ihm den Beinamen des Pfaffenkönigs zu wegen.

Man giebt Konraden schuld, daß er anfangs darauf ausgegangen sey, ganz Deutschland als ein souveraines Reich an sein Haus zu bringen. An gutem Willen mag es ihm wohl gar nicht gefehlt haben. Konrad war also selbst viel daran Schuld, daß die Fürsten und Herzoge von Sachsen, Böhmen und Baiern, und die Grafen von Schwaben ihm so viel zu schaffen gemacht, Lothringen gar an Frankreich gezogen, mithin die Grundfesten des Reichs noch mehr erschüttert — und dadurch die Fortschritte der Hunnen immer mehr begünstigt worden sind. Hätte er sich gegen diese unruhigen Stände eben so benommen, wie sein Nachfolger Heinrich, so hätte er wenigstens dem Uebel um vieles steuern können. Aus dem, was ich gesagt habe, wird man schon geschlossen haben, daß ich mich von den von manchen Geschichtschreibern gepriesenen Regententugenden dieses Königs, nicht überzeugen könne. Ich

kann

kann es noch weniger aus folgender Thatsache. In Schwaben dauerten die Uneinigkeiten zwischen den Grafen und Kammerbothen einerseits, und dem Bischoff zu Kostnitz und dem Abt zu Sankt Gallen andererseits, beständig fort. Recht und Billigkeit war offenbar auf der Seite der Erstern. Der König hatte nähmlich auf Vorbitte seines Lieblings, des Bischoffs, dem Abt gerade diejenigen königlichen Kammergüter geschenkt, von welchen die Besatzung in der Burg Reinheim, welche den Kammerbothen gehörte, dem Herkommen nach ihre Lebensmittel zu beziehen hatte. Wer hätte hier nicht die boshafte Absicht des Bischoffs merken sollen, der seinen Feinden dadurch bloß Abbruch zu thun, und sie bei ihren wechselseitigen Befehdungen in Verlegenheit zu setzen suchte. Ungeachtet dieser Schenkung, wiesen die Kammerbothen ihre Dienstleute an, ihr Recht nach wie vor auszuüben. Dieß nannte der Bischoff Plünderung, der sich der Sache mehr annahm als der Abt selbst. Es entstand neuer Streit, und des Bischoffs Bannfluch wirkte so wenig, daß er selbst gefangen, aber auch bald wieder losgelassen ward.

Der König aufgehetzt durch seinen racheschnaubenden Günstling, legt die Sache der Reichsversammlung zu Mainz vor, die zum Nachtheil der Kammerbothen nicht entscheiden will. Um jedoch den Günstling nicht leer ausgehen zu lassen, schickt der König den Graf und Kammerbothen Erchanger ins Elend, ruft ihn doch bald wieder zurück, affectirt Freundschaft, und nimmt sogar seine Schwester Kunigunda zur Ehe. Schwaben aber empfieng Erchangern, der über erlittenes Unrecht klagte, mit offenen

nen Armen; und stand ihm neuerdings gegen seine geschwornen Feinde bei. Der König läßt hierauf den Grafen und seinen Bruder vorladen, sie festhalten, eine geistliche (wohlverstanden) Kommission niedersetzen, welche den Brüdern so geschwinde als möglich den Prozeß macht, und sie mit Bewilligung des Königs enthaupten läßt. — So opferte Konrad dem Günstling seine eigenen Schwäger auf. — Und eben dieses ist das belobte Beispiel der promten und unparteyischen Justizpflege Konrads. Er scheint nachher selbst gefühlt zu haben, daß Unbilden an einem Bischoff verübt, besonders wie der zu Kostnitz war, nicht vermögend seyn, ihn bei dem lautmurrenden Deutschland zu rechtfertigen, und gab daher vor, daß Erchanger sich zum Herzog von Schwaben habe aufwerfen wollen. Um einigermaßen seinen Fehler wieder gut zu machen, und sich mit dem noch einzigen übrigen Bruder der Ermordeten auszusöhnen, machte er ihn zum Herzog von Schwaben.

Die unparteyische Nachwelt sieht hieraus, daß Versöhnlichkeit demungeachtet sein Fehler nicht war, und daß ihn mehr sein Gemüthscharakter als das Beste des Reichs, wider die deutschen Herzogthümer eifern ließ. Die Beleidiger seines Günstlings sollten ihrer guten Eigenschaften und der Schwägerschaft ungeachtet, nicht Herzoge von Schwaben seyn — sollten eher auf dem Blutgerüste sterben; Schwaben aber gab er nach gesättigter Rache, selbst den ersten Herzog. Wie widersprechend! Schwaben — das bis dahin wirklich nur noch alleine nebst Franken durch königliche Kammerbothen regiert ward, — diesem gab er endlich doch noch freywillig, was er andern Provinzen ver-

sagt hatte — und was dem Reiche so nachtheilig hat seyn sollen.

An Heinrich bewies Konrad nachher noch mittelbar seine Tücke, da er ihm unmittelbar nicht mehr zu schaden vermochte. Dieser hatte nähmlich Hatteburgen, die tugendhafte und schöne Tochter des Grafen Erwins von Merseburg kennen gelernt. Sie war keine Klosterfrau, wie man insgemein glaubt, sondern hatte nur ein übereiltes Gelübde gethan, nicht zu heirathen: — viduam velatam nannte man eine solche Person. In der Voraussetzung, daß bei einem solchen Fall, die bischöffliche Dispens keinen Anstand finden werde, hatte sich Heinrich mit ihr vermählt, und einen Sohn Nahmens Tankred, gezeugt. Gestimmt durch Konrad, versagte aber der Bischoff zu Halberstadt die Dispens, erklärte die Ehe für ungültig, den Sohn für einen Bastard, und brachte dadurch Mutter und Sohn beinahe zur Verzweiflung. Hatteburg starb hierauf als unfreywillige Nonne im Kloster.

Konrad ward im Kriege gegen den bairischen Herzog Arnulf so sehr verwundet, daß er voraus sahe, sein Tod könne nicht mehr ferne seyn. Dieser Umstand brachte ihn zu einem Entschluß der mit seinen Handlungen in gesunden Tagen sehr contrastirte, und der verschiedene Geschichtsforscher, ungeachtet diese sonst nicht das günstigste Urtheil von Konrad gefället haben, doch so irre führte, daß sie ihn unter die seltensten Züge menschlicher Großmuth setzten. Man sagt nähmlich, daß er auf seinem Todbette, Heinrich zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, wenigstens seine

her-

herumstehenden Anverwandte ernstlich ermahnt habe, diesen seinen Gedanken in Erfüllung bringen zu helfen. Allein nicht zu gedenken, daß Großmuth auf dem Todbette, durch Noth veranlaßt, keine wahre Großmuth, kein wahres Verdienst ist, glaube ich vielmehr, daß Eigennützigkeit die einzige Quelle desselben gewesen sey. Ich will einmal annehmen, daß Konrads Bruder Eberhard, mächtig genug gewesen wäre, um es mit manchem seiner Nebenbuhler aufzunehmen: War er es auch gegen Heinrich, unter dessen Bothmäßigkeit jetzt der vierte Theil von ganz Deutschland stand, und dem also die Ostphalen, die Westphalen, die Engerer und die Thüringer gehorchten, und gerne gehorchten? War er auch im Stande, es gegen Heinrichs sieggewohnte Armee, mit seinem Häufchen Franken, die öfter schon übel von den Sachsen heimgeschickt worden waren, aufzunehmen? Und wenn dieß alles auch gewesen wäre: wo war in ganz Deutschland ein Mann, der an Tapferkeit, Edelmuth und Verstand Heinrichen gleich gekommen wäre? Wo einer, der längst die Bewunderung aller Deutschen so sehr auf sich gezogen hatte als Heinrich, der am ersten gut machen konnte, was Konrad versehen hatte, und der hingegen dem Reiche einen noch größern Schaden hätte zufügen können, wenn er bei den damaligen unausgesetzten Einfällen der Hunnen solches im Stiche gelassen — und Sachsen und Thüringen davon getrennt hätte?

Schon Heinrichs Vater wollten ehemals die Deutschen zum Könige haben, um so mehr also konnte Konrad voraussehen, daß sie nach seinem Tod, und ohne sein Zuthun, den noch größern Sohn würden haben wollen. Konrad

war

war also kein Schwachkopf, habe ich oben gesagt. Er rechnete also zuverläßig auf seines Nachfolgers allgemein bekannte Edelmuth, und glaubte, daß derselbe dem Bruder seines Feindes künftig um so weniger Gleiches mit Gleichem vergelten würde, wenn er in der Meinung stehe, daß dessen Haus zu seiner Erhebung etwas beigetragen habe. Ich sage es noch einmal, Eigennutz war was man insgemein Konrads letzte Großmuth nennt. Indem er sich das Ansehen gab, für seinen Feind zu sorgen, sorgte er nur für sein eigenes Haus.

Er starb im Jahr 918. den 23sten December, nachdem er sechs Jahre regiert hatte.

Die unparteyische Nachwelt würde Konraden mehr als mittelmäßig preisen können, wenn er weniger leidenschaftlich gewesen wäre, und ihn nicht bei seinen Lebzeiten die großen Verdienste seines Nachfolgers verdunkelt hätten.

Hein-

Heinrich I.

919. — 936. (*)

Dieser außerordentliche Monarch war eben so groß als Gesetzgeber und Soldat wie Karl der Große, und wie Ludwig der Deutsche, Muster eines wahrhaft großen und guten Monarchen. — Diese allgemein anerkannte Wahrheit wäre hinreichend, ihn zu charakterisiren, wenn der in aller Rücksicht überaus große Mann, der die Liebe von ganz Deutschland im höchsten Grade, und die Achtung aller auswärtigen Potentaten seiner Zeit besaß, welcher der Schrecken der Barbaren war, und die Bewunderung der Nachwelt noch besitzt, und stets besitzen wird — wenn sage ich, solch ein Mann nicht verdiente, daß wir bei seinem Bilde länger verweilten. Heinrich, der von dem tapfern und gefürchteten Heerführer der Sachsen, Wittichind, väterlicher Seits abstammte, war, wie wir wissen, der Sohn Ottos, Herzog von Sachsen und Thüringen, Mitregentens des deutschen Reichs, dessen treffliche Verdienste um dasselbe, und seine persönlichen Eigenschaften, ihm den Nahmen des Erlauchten (Illustris) erworben haben. Ottos Gemahlinn, Heinrichs Mutter, Hatwig,

(*) Vorgelesen der Pegnesischen Blumenordensversammlung, den 10. Februar 1795.

Hatwig, gebahr ihn im Jahr 876. Alle Thaten Heinrichs, nach seines Vaters Tod, und vor Antritt seiner königlichen Regierung, die ihm bereits die Bewunderung seiner Mitbürger zuwegen gebracht hatten, übergehen wir jetzt, weil sie aus der vorigen Charakteristik bekannt sind. Aber bemerken muß ich hier als einen der ersten edlen Züge Heinrichs, daß er sich seines Uebergewichts über den damaligen deutschen König, nicht weiter bediente, als soweit es Bezug auf seine väterlichen Länder hatte. Zufrieden sich seiner Sachsen und Thüringer versichert zu haben, blieb er nach geschlossenem Frieden ruhig sitzen, und ohne also sich den panischen Schrecken, den er Konrad und seinen Franken eingejagt hatte, weiter zu Nutzen zu machen, schränkte er sich einzig und alleine darauf ein, das Glück seiner Länder auf alle Weise zu gründen und zu befördern.

Nur aus Noth, wollte er Krieg führen, alle unnöthige oder auf ungerechte Eroberungen abzielende Kriege, sahe er für Verschwendung des Eigenthums und des Blutes seiner Unterthanen an. Was hätte ihn damals hindern können, mit seiner geübten und furchtbaren Armee, die Leib und Leben willig für ihn hingegeben hätte, Eroberungen in dem übrigen von innen und von außen geängsteten Deutschland zu machen? — Eben so großmüthig übersahe er die Beleidigungen Konrads, und machte seine Sache nicht zur Sache seiner Unterthanen. So wie hier Heinrich noch als Herzog zu Sachsen und Thüringen dachte und handelte, eben so dachte und handelte er hernach als König der Deutschen, sein ganzes Leben hindurch. — Wer nicht schon in diesen Zügen etwas

außerordentliches findet, der muß kein aufmerksamer Beobachter des größten Theils der Fürsten und ihrer sogenannten Staatsklugheit, vom Anbeginn der Welt an bis jetzt seyn — und wem nicht schon nach diesen Zügen Ehrfurcht bei Heinrichs Gedächtniß anwandelt, der ist kein wahrer Deutscher, hat kein ächtes Gefühl für Seelenadel.

Um auszuruhen von den Sorgen für das Wohl seiner Länder, saß Heinrich in einer auf einem Hügel befindlichen Höhle, nahe bei Staufenburg (*) und beschäftigte sich zum Zeitvertreib mit Vogelfangen, als Eberhard, Konrads Bruder, zu ihm hineintrat, ihn als König der Deutschen begrüßte, die Reichsinsignien überreichte, und also Heinrichen die ganz unerwartete Nachricht brachte, daß die Völker Deutschlands ihn zu Frizlar zu ihrem Oberhaupt gewählt hätten. Von dieser Gelegenheit erhielt Heinrich den Beinahmen der Vogler. Andere nennen ihn Finkler, und lange stritten die Historiker für und wider die elende Spitzfindigkeit, daß Heinrichs Vogelherd ein Finkenherd gewesen sey. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen meint zwar, man hätte ihm wohl einen seinen Verdiensten angemessenen Beinahmen geben können, ihm, der das Prädicat des Großen weit mehr als sein Sohn Otto und mancher Andere verdient habe. Aber wir kennen ihn nun einmal am besten unter den durch ihn

(*) Jetzt ein braunschweigisches Amt, woselbst man den Reisenden noch heut zu Tage den Heinrichshügel und darauf die Höhle unter dem Nahmen Heinrichswinkel zeigt.

ihn geadelten Beinahmen des Voglers, und begnügen uns damit, daß Heinrich selbst nie darauf verfallen war, daß man ihn anders hätte betituln sollen. Er war an wesendliches Verdienst gewöhnt, und hielt alle Beinahmen, welche man sehr oft sich beilegen läßt, um den Abgang dieses wesentlichen Verdiensts zu ersetzen, für eine sehr lächerliche Sache. Heinrich ward in Frizlar von dem Erzbischoff von Mainz gekrönt, der Salbung aber, die ihm dieser anboth, wich er unter einem schicklichen Vorwand aus, worauf Heinrich nie lange zu studieren brauchte. In diesem Umstand finden wir die erste Spur seiner königlichen Politik. Er wollte die Krone nicht der Geistlichkeit, das ist, nicht dem Pabst und seinen Anhängern, sondern den deutschen Reichsständen selbst zu danken haben; daher ließ er sich von dem ersten Reichsfürsten wohl krönen, aber nicht als Bischoff von ihm salben. Was keiner seiner Vorgänger gewagt — was diese für einen unumstößlichen Beweis einer aus göttlicher Eingebung geschehenen Wahl — einer Unverletzbarkeit und einer weltlichen Infallibilität gehalten hatten, das verwarf Heinrich als eine sehr unnöthige Sache, und als ein verdecktes Essen des schleichenden Mönchsdespotismus, zum Besten des Reichs, zum Besten seiner selbst, und all seiner Nachfolger am Reich.

Wenn, wie einige dafür halten, Heinrich die deutsche Königskrone anfangs so wenig annehmen wollte, als sein Vater, so wäre dieses gar kein Wunder gewesen. Man kann sich nicht vorstellen, was das Reich damals für ein elender Staatskörper war. Böhmen, Baiern, Lotharingen

ringen, Schwaben, die Häveller, Daleminciet, Rethaтier und andre hatten sich schon unabhängig gemacht, und vom Reiche losgerissen; die Rittersleute sich um die Wette befehdet; die Clerisey sich durch alle mögliche Kunstgriffe bereichert; der gemeine Mann raubte wie der Vornehme, der Clerus haßte den Laien, und dieser den Clerus; Deutschland selbst hatte die Achtung und den Credit bei seinen Nachbarn verlohren; Feinde von außen sich diese Verwirrung zu Nutzen gemacht, die Normänner sengten und plünderten unaufhörlich von der einen, und die Hunnen von der andern Seite in Deutschland, und Letztere hatten nun solches gar zinsbar gemacht. Es war an keine Sicherheit des Eigenthums mehr zu denken, und allenthalben, nur weniger in Sachsen und Thüringen, rang der arme Landmann mit Hungersnoth und Verzweifelung.

Dieß die getreue Schilderung des Zustands Deutschlands, in welchem Heinrich die Regierung desselben antrat. Ein Mann von seinen seltenen Naturgaben war durchaus nothwendig um all diesem Unheil nicht bloß mit gutem Willen, sondern in der That abzuhelfen, um nicht bloß als Schattenkönig über ein undisciplinirtes elendes Land herrschen zu dürfen. Gegen Eberhard bezeigte sich Heinrich sehr großmüthig; Konrad hatte also richtig gerechnet. Nicht nur machte ihn der neue König zum Herzog von Franken, sondern nachher noch zum Pfalzgrafen von Lothringen. Eberhard, der wirklich ein edler Mann war, ward dadurch so überrascht und gerührt, daß er von dieser Stunde an, sein ganzes Leben hindurch, der wärmste Freund und eifrigste Anhänger Heinrichs blieb. Die Sachsen und Franken, die

sich zuvor auf den Tod gehaßt hatten, bothen sich nun friedlich die Hände, und Deutschlands Ruhe gewann dabei schon sehr viel. Inzwischen hatte der König den Herzog Burkhard von Schwaben ermahnen lassen, sich wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Als aber dieser seine guten Vorschläge verwarf, und sich vielmehr mit dem König von Burgund gegen ihn verband, so gieng er ihm in eigener Person so unerwartet schnell, und so sehr zu Leibe, daß er sich seinem Scepter gerne unterwarf, und den Gedanken an Unabhängigkeit auf immer fahren ließ. Den nur ließ Heinrich fühlen, der ihn nicht hören wollte. Der Herzog Arnulf von Baiern, der gefährlichste Feind des Reichs von innen, denn er stand mit den furchtbaren Hunnen in Verbindung, suchte seine Unabhängigkeit, wozu ihn seine Unterthanen selbst aufgemuntert hatten, nun auch gegen Heinrich geltend zu machen. Schon belagerte der König Regensburg, worein sich Arnulf geworfen hatte, und woselbst er die Ankunft seiner Bundsgenossen der Hunnen abzuwarten gedachte, als Heinrich auf den glücklichen Einfall einer persönlichen Unterredung mit Arnulfen kam. Voll Mißtrauen und mit einer Bedeckung, erschien hierzu Arnulf, der seinen König noch nicht kannte. Im Geiste höre ich Arnulfen also sprechen: — „Weg mit dem „mißtrauischen Blick Arnulf — deine Vorsicht ist unnöthig. „Hier steht Heinrich, ein biederer Deutscher, nicht ge„wohnt, meuchlerisch wie der Hunne zu morden, aber ge„wohnt, die Sache von ganz Deutschland zu seiner ei„genen zu machen, und die Rechte seiner Krone, auf Leib „und Leben zu behaupten. Arnulf, du bist ein guter „Kämpfer, so sagt man, aber was ist deine Absicht? Dich

„den

„den gerechten und billigen Anfoderungen des Reichs zu ent=
„ziehen, um in kurzem in eine unfreywillige und unerträg=
„liche Knechtschaft jener grausamen Räuberhorden, die von
„gesitteten Staaten verabscheut werden, zu gerathen? —
„Ich weiß was du mir entgegen setzen willst, Arnulf;
„aber ich entzog mich nie wie du, dem Reich, wenn es
„meiner bedurfte. Noch sind Sachsen und Thüringen
„deutsche Provinzen, bereit für die gemeinschaftliche deut=
„sche Sache sich aufzuopfern. — Laß ab von den Hun=
„nen, Arnulf — den Erbfeinden deines Vaterlands, die nie
„Treu und Glauben hielten. Jetzt sind sie deine Freun=
„de, — bald würden sie deine Feinde seyn, die sich mit dem
„Fett deines Baierlandes zu mästen suchten, und dich —
„von Deutschland, das du so sehr beleidigt hättest, verlas=
„sen — von Land und Leuten jagen. Arnulf, ich halte dich
„troz den Leuten, die dich den Bösen nennen (*) für ei=
„nen wackern deutschen Mann. — Noch einmal, verlaß die
„Hunnen, und kehre zu deinem Mutterlande — zu deiner
„Pflicht zurück. Heinrich ist nicht unerkenntlich gegen Ar=
„nulf, wenn er ihm dadurch zugleich seine Absicht beför=
„dert, und gewohnt strenge Wort zu halten. Ich bestät=
„tige dich auf diesen Fall zum Herzog von Baiern, über=
„lasse dir die billige Ahndung deiner Feinde, und gebe dir
„jedoch nur auf deine Lebenszeit, größere Gewalt über

F 4 die

(*) Arnulf, den der bairische Clerus und dessen Kreatu=
ren verschiedene Chronikschreiber den Bösen (ma-
lum) nannten, heißt bei andern minder parteyischen
Chronographen der Gute, ja wohl gar der Beste.
(optimus) — Beides ist Uebertreibung.

„die Bischöffe deines Landes als du je gehabt hast,
„und kein anderer Herzog Deutschlands über die Seini-
„gen hat. Nur noch eine kurze Zeit Geduld Arnulf,
„und Heinrich hat solche Maasregeln getroffen, die dich
„und ganz Deutschland außer Sorgen wegen den Hun-
„nen setzen."

So ungefähr mag Heinrich zu Arnulfen gesprochen haben, als dieser überzeugt von der Wahrheit der Worte seines Königs sich ihm zu Füßen warf, ihm Gehorsam gelobte, den er hernach stets hielt, und um Verzeihung bat. So überwand er den gefährlichsten innern Feind des Reichs mit zuvorkommender Freundschaft. Und so brachte er auch das schon verlohrne Baiern wieder an das Reich. Die Hunnen waren aber damit so wenig zufrieden, daß sie beschlossen, sich an Heinrichen insbesondere zu rächen, und wirklich in seinem Sachsen einfielen. Er fand sich also genöthigt, den Krieg mit ihnen fortzusetzen, worinnen er ihren beliebtesten und größesten Heerführer zum Gefangenen machte, und darauf seine Befreyung nur unter der Bedingung zugestand, daß sie Deutschland in den nächsten neun Jahren keinen Tribut abzufordern, und auch bis dahin die Waffen gänzlich ruhen zu lassen, versichern mußten. Den guten Ausgang dieses seines ersten Kriegs mit den Hunnen, benutzte Heinrich, der das Principium hatte, daß man das Eisen schmieden müsse, wenn es warm ist, auf der Stelle. Er führte also von hier seine Völker gegen die mit den Hunnen gleichfalls in gutem Vernehmen gestandene, und nunmehr ihrer Stütze beraubte abtrinnige halvelische Slaven, Hävelier genannt, eroberte

ihre

ihre für unüberwindlich gehaltene Vestung Brennabor, und brachte die ganze Nation wieder unter den Gehorsam des Reichs. Gleiches Schicksal hatten die Dalemincier, (Meisner) deren Hauptort Grona er einnahm. Nun kam die Reihe an die Böhmen, ihr Fürst Wenzel unterwarf sich dem Reich, und Böhmen kam auch wieder in seine vorige Verfassung. Karl der Einfältige, König von Frankreich, war gestorben; Lotharingen hatte sich, wie aus der vorigen Charakteristik bekannt ist, auch vom Reiche losgerissen, und unter den Schutz dieses Königs begeben. Heinrich ergriff diese Gelegenheit, es wieder an das Reich zu bringen. Er trat deswegen zuerst in Unterhandlungen mit dem Herzog Giselbert von Lothringen selbst, machte ihn aufmerksam auf den Unterschied des damaligen äußerst ohnmächtigen Frankreichs gegen Deutschland, welches sich in der kurzen Zeit so auffallend erholt hatte, und both ihm unter der Bedingung, daß auch er zu seiner Pflicht zurückkehren würde, nebst der Bestätigung der herzoglichen Würde, seine Tochter Gerberg zur Gemahlinn an. Auf diese Weise, erreichte er auch seine Absicht bei dem stolzen Lotharinger, dem es schmeichelte, der Eidam des großen Heinrichs zu seyn. Seinem Beispiel folgte der Erzbischoff von Trier. Und den Bischoff von Metz, welcher noch immer mehr Behagen an Frankreich, als am deutschen Reiche fand, brachte Heinrich durch Gewalt zu seiner Schuldigkeit zurück.

Während nun Heinrich selbst in diesen gelinden und strengen Unterhandlungen wegen Lotharingen begriffen war, ließ er die retharischen Slaven (in der heutigen Ucker-

mark) welche Unruhen angefangen, und jetzt ihre Nachbarn gleichfalls aufgewiegelt hatten, zu Paaren treiben. Hierauf wendete er sich gegen die Dänen, und war so glücklich gegen sie, daß er ihnen einen ansehnlichern Strich Landes wieder abnahm, als sie von dem Reiche weggerissen hatten, da er sie sogar noch über die Slie hinüber jagte, statt daß selbst unter Karl dem Großen Deutschlands Gränze nur bis an die Eider gegangen war.

Nun war in Deutschland alles ruhig. Man konnte wieder frey athmen, und ward seines Lebens wieder froh. Deutschland und seine Nachbarn staunten ob des großen Mannes, der dieß alles in so kurzer Zeit, und mit so wenig Blutvergießen, hervorgebracht hatte. Man hatte Ehrfurcht für seinem Nahmen, und glaubte nicht, daß Jemand mehr noch thun könne. Gleichwohl blieb Heinrich dabei noch nicht stehen. Jhm blutete das Herz bei dem Gedanken an den kommenden Zeitpunkt, da der Waffenstillstand mit den Hunnen zu Ende gehen würde, da Morden und Plündern derselben in Deutschland, entweder aufs neue beginnen, oder ein jährlicher unerschwinglicher Tribut an dieselben, abermals bezahlt werden sollte. Vor einem Zeitpunct — der Deutschlands Ruhe wieder auf einmal zerstören sollte. — Das soll durchaus nicht seyn, war Heinrichs fester Entschluß, und sogleich fieng er an, folgende Vorbereitungen zu treffen. Er befahl, daß hier und da an die Burgen der den auswärtigen Feinden zunächst gelegenen Herzoge und Grafen Häuser gebauet, und selbige sammt der Burg, mit einer festen Mauer umfangen werden solle. Freygelassene und der neunte Mann von den benachbarten Weilern und Dörfern mußten auf

seinen

seinen Befehl in eine solche neue Stadt ziehen, hießen von der Burg Bürger, und mußten sich auf Künste und Handwerke legen. Die Dingshöfe (Gerichtshöfe) Kirchen und Klöster wurden auch da hineingebaut. Und damit noch mehr Nahrung darein gebracht würde, oder die Bürger ihre Waaren besser am Mann bringen könnten, so verordnete er Jahrmärkte mit erlaubten Ergötzlichkeiten verbunden, wieß den Weinhändlern, Bräugewerben und andern Verkäufern ihren Platz in diesen Städten an. Einer nicht unbedeutenden Menge von Menschen hatte also hierdurch Heinrich Erleichterung verschafft: denn die sogenannten Freygelassene, waren vorher nicht viel besser daran, als die Leibeigene; sie waren ihren vorigen Herrn noch immer halbeigen. Dagegen mußten sie sich jetzt mitunter in den Waffen üben, um im Kriege den Feind wenigstens von ihrer Gegend vertreiben zu können (*). Weil die Hunnische Art Krieg zu führen von der Deutschen ganz verschieden war, und die Deutschen dabei immer zu kurz gekommen waren, so führte er durchgehends andere und bessere Waffen, Uebungen und Kriegsordnungen ein (**). Von den

(*) Einige Städte hier und da, gab es freylich zuvor schon in Deutschland, aber ohne Mauern, und bei weitem nicht in der Verfassung, wie Heinrichs Städte. Ihm also haben die heutigen Bürger ihre bürgerliche Existenz, das ist: ihre Gewerbe und ihre Freyheiten zu verdanken.

(**) Die Altdeutsche Verordnung, daß der älteste Sohn das Heergeräthe des Vaters in der Erbschaft zum Voraus haben solle, ist auch von ihm.

den Zeiten seiner Vorgänger her, war eine hübsche Anzahl solcher Leute übrig geblieben, die das im Kleinen trieben, was die Ritter von ihren Burgen aus, im Großen thaten, das heißt, sie raubten und weglagerten auf der Straße zu Fuß und jene zu Pferd. Diese gemeinen Räuber, die keinen Herrn hatten, ließ der König zusammenfangen, und da er überhaupt äußerst ungerne am Leben strafte, so begnadigte er sie und andere vorhandene Uebelthäter, unter der Bedingung, daß sie sich der Bestehlung ihrer Mitbürger künftig gänzlich enthalten würden. Um sicherer noch zu gehen, machte er eine Art Landmiliz aus ihnen, legte sie in seine Vestung Merseburg und andere Gränzvestungen, damit sie eines Theils gegen feindliche Ueberfälle die Gränzen decken — und andern Theils wenn ihnen ja wieder die Lust zu rauben anwandeln sollte, sie solchen mehr gegen die gleichfalls räuberischen Hunnen und Wenden als gegen ihre Landsleute auslassen möchten. An seinem Hofe mußten die Herzoge, Grafen, Ritter und andere Edle beständig zusammen kommen, und sich miteinander zu Pferde herumbalgen. Er selbst war ihr Lehrmeister. Um auf alle Fälle, die Gränzen Deutschlands gut zu bewahren, und zugleich die erst unlängst wieder unter den Gehorsam des Reichs gebrachten meineidigen Völker im Zaume halten zu können, errichtete er die Gränzvestungen und Markgrafthümer.

Schleswig (von der Slie) gegen die Normänner oder Dänen, Antwerpen gegen die Franzosen, Meisen (von dem Bache dieses Nahmens) und Laußnitz gegen die Dalemindpier und Milzier, und Brandenburg gegen die Wen-

den um die Havel. Die alte Markgrafschaft Oesterreich aber, die unter den hunnischen Einfällen in ihre Hände gerathen, und also unter den vorigen Regierungen verlohren ward, besetzte oder errichtete er natürlich erst nach seinem zweiten Krieg mit den Hunnen, worinnen er diesen District gleichfalls wieder zum Reich brachte, auf das neue. —

So hatte also auf einmal Deutschlands Verfassung und Milizwesen eine ganz andere und weit bessere Gestalt als zuvor bekommen. Und ganz gleichgültig sah jetzt der große Heinrich dem Ende jenes Waffenstillstands entgegen. Die Zeit kam herbei; hunnische Abgeordnete erschienen, und verlangten Tribut oder Krieg. Heinrich versammelte sein Heer, setzte in die Hauptfahne das Bildniß des Teufelbändigers, Erzengel Michaels, um seinem Volke Muth zu machen, und zog den vereinigten Hunnen und Wenden entgegen, die mit zwei Heeren zugleich, und an verschiedenen Orten, und was das Schlaueste war, gerade in des Königs Erblanden eingefallen waren. In Jahresfrist schlug er bei Sondershausen und Merseburg beide Armeen total. Vor Merseburg hatte Heinrich selbst kommandirt. Nun konnten die Söhne Deutschlands den Ausbruch ihrer Empfindungen nicht mehr länger zurückhalten. Allenthalben wo Heinrich stand, und wo er durchzog, hörte man die Worte: Heinrich, großer König, Landesvater, Held, Hunnenbändiger :c. durch einander. Hunnen und Wenden kam fortan bei Heinrichs Nahmen Furcht und Entsetzen an, und so lange er noch lebte, betraten sie Deutschlands Gränzen nicht mehr

feind-

feindlich. Ein abermaliger Beweis seiner Klugheit, seiner Mäßigkeit, seiner Großmuth und seines Ruhms auch auswärts, ist daß sich der mächtige Graf Heribert von Vermandois sich unter seinen Schutz begab, und des deutschen Reichs Vasall werden wollte. Anstatt aber daß Heinrich gesucht hätte, bei dieser Gelegenheit seine Herrschaft bis in das Herz von Frankreich auszudehnen, war er vielmehr so redlich, und für die Ruhe Deutschlands so sehr bedacht, daß er den Grafen bei Gelegenheit einer Unterredung mit dem französischen König Rudolph wieder aussöhnte.

Aufgewachsen unter dem Harnisch, besaß Heinrich nicht das mindeste von dem, was man insgemein Gelehrsamkeit nennt, aber die Natur hatte ihn mit einem überaus gesunden Mutterwitz begabt, der ihn dafür nicht nur völlig schadlos hielt, sondern noch überdieses zum größten Regentengenie vieler Jahrhunderte machte. Das Einzige was man an Heinrichen tadelt, ist daß er der Geistlichkeit ein wenig zu viel ergeben gewesen seyn — und sich dadurch bei verschiedenen Gelegenheiten abergläubisch erzeigt haben soll. Allein dieser Vorwurf ist nicht genug durchdacht, und wirklich ungegründet. — Was tadelt man hier? — Daß er an seinem Hofe aus jeder Provinz einen würdigen Bischoff duldete, der für die Erfüllung der königlichen Verordnungen in geistlichen Sachen sorgte, und das geistliche Beste seiner Provinz unmittelbar vor den Thron brachte? — daß er die erledigten Bißthümer selbst besetzte, und allgemeine Kirchenversammlungen ausschrieb? —

Kann man tadeln, daß er sich bemühete seinen Völkern, die Christi wirklich vortreffliche Lehre, welche sich auf Sicherheit des Eigenthums und Lebens, auf Liebe gegen sich selbst, und gegen seinen Nebenmenschen gründet, wieder in Erinnerung bringen — und daß er diese Lehre auch den wieder zum Reiche gebrachten heidnischen Völkern, die wenigstens keinen Begriff von der Sicherheit des Eigenthums hatten, bekannt machen ließ?

That er dieß wie Karl der Große, mit Feuer und Schwert, oder andern verabscheuungswürdigen Zwangsmitteln? — War es blinde Anhänglichkeit an seine mächtige Clerisey, daß er nie daran zu denken schien, daß ein Pabst zu Rom sey — und daß er dem wirklich edelmüthigen und nur verunglimpften Arnulf für seine Person, die Erlaubniß gab, seine übermüthigen Bischöffe in allen billigen Fällen züchtigen zu dürfen? — Nennt man das Aberglauben, daß er sich die Salbung eines Erzbischoffs verbath — oder hat man ihm vielleicht für übel, daß er einen so großen Werth auf den Speer legte, womit Christo die Seite geöffnet worden seyn soll, daß er ihn stets bei sich führte, und sehr in Ehren hielt? (*)

Dieß

(*) Alte und neue Schriftsteller streiten über die Frage, ob Konrad I. oder Heinrich I. oder gar erst Otto I. Deutschland damit bereichert habe, und auf was Art der Speer zum deutschen Reich gekommen? — Dieser Streit ist so unbedeutend, und es läßt sich sowenig etwas Zuverlässiges darüber sagen,

Dieß wäre ganz unstreitig eben so viel als für seine Zeiten unmögliche, und für ihn selbst gefährliche Dinge von ihm verlangen. Lebte er in unsern Zeiten, so würde er ihn freylich für ein Stück untergeschobenes Eisen gehalten, und ihm höchstens des Alterthums oder der Seltenheit wegen, einen Platz in seiner Rüstkammer angewiesen haben. Und endlich, wenn man ihm etwa gar verargen wollte, daß er das Stift St. Maximin bei Trier in bessern Stand gebracht, und das Frauenstift Quedlinburg angelegt habe, so bedenkt man nicht, daß lange vor und nach Heinrichs Zeiten alle fromme Stiftungen für durchaus nothwendig gehalten wurden. Man glaubte daß jeder Kaiser oder König, wenn er ein wahrer Christ seyn, Christen beherrschen, und das Himmelreich ererben wolle, wenigstens ein Reichsstift bauen und dotiren — ein Herzog oder Graf wenigstens ein gemeines Kloster, — ein braver Rittersmann wenigstens eine Kirche bauen, und die übrigen Laien nach Vermögen die Heiligen laben und erquicken müßen? Oder war

---

gen, daß ich mich eben so wenig darauf einlassen mag, als über die Frage: Welcher von den heiligen Speeren wohl der rechte sey? Ueber die Lanze, von der hier die Rede ist, hat Johann David Köhler eine eigene Disputation drucken lassen, unter dem Titel; De imperiali sacra Lancea non inter Reliquias Imperii sed Clinodia referenda. Altdorfii 1731. — Außerdem findet man eine genaue Beschreibung davon in Christoph Gottlieb von Murr Merkwürdigkeiten von Nürnberg.

war es etwa nicht ein überaus schöner Zug von Heinrich, daß er nach dem Sieg über die Hunnen, den Tribut welchen er den Feinden hätte geben müssen, lieber unter die Unglücklichen, und zum Dienste Gottes austheilen ließ? — —

Tankmar, der Sohn Heinrichs und der unglücklichen Hatteburg war zum Manne herangereift, war ganz das Ebenbild seines Vaters, und hatte sich sowohl im Kriege, als am väterlichen Hofe, die Liebe und Achtung der Hohen und Niedern erworben. Nur seine Stiefmutter und ihre Söhne sahen schel dazu. Heinrich hatte ihn längst mit Beistimmung der Stände legitimirt, und die Clerisey nichts mehr dagegen gehabt. Gerne hätte der Vater diesen — den Klügsten, den Tapfersten, den besten seiner Söhne, Deutschland zu seinem Nachfolger vorgeschlagen; allein er wollte Uneinigkeiten in seiner Familie nach seinem Tod vermeiden. Der edle Tankmar überhob den zärtlichen Vater seiner Bedenklichkeiten, und verlangte nicht zum Nachtheil seines Halbbruders, König der Deutschen zu werden, indem er sich begnügte, der muthmaßliche Erbe seiner Mutter, die damals noch lebte, und seines mütterlichen Oheims, Siegfrieds Markgrafens von Merseburg zu seyn. —

Mancher andere Fürst an Heinrichs Stelle, würde die Hälfte seiner Thaten für mehr als hinreichend gehalten haben, um ohne Nachtheil seiner Länder, und unbeschadet seiner ersten und vorzüglichsten Regierungspflichten, endlich einmal im Ernste an den Kaisertitul denken

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

zu dürfen. Heinrich, der, was er that, nicht nur halb that, dachte nicht also.

Nachdem er Deutschland ganz glücklich gemacht hatte, sagt man, daß er gleichwohl daran gedacht habe, einen Zug nach Italien zu thun, um die Kaiserkrone zu holen, die ihm aber der Tod vereitelte. Doch ist dieses endliche Verlangen Heinrichs nach der Kaiserkrone, in der That nichts mehr als bloße Muthmaßung. Im Gegentheil bestimmen mich alle Umstände fest zu glauben, daß er solche mehr für schädlich (*) dem Reich — wenigstens für sehr entbehrlich einem Beherrscher Deutschlands gehalten habe.

Heinrich starb zu Memleben an der Unstrut, im Jahr 936. den 1. Juli im sechzigsten seines Alters, nachdem er Deutschland siebenzehn Jahre regiert, und zuvor seinem Sohn Otto die Nachfolge in der Regierung durch die Stände des Reichs hatte zusichern lassen. — Ein Donnerschlag war Deutschlands Söhnen die Nachricht von seinem Tod, und alles eilte nach Sachsen, um die Leiche des Schöpfers seines Wohlstandes zu sehen. Mit nassen Augen, und unter Jammern und Weheklagen, — die überzeugendste Lobrede auf einen Fürsten — folgte eine unübersehbare Menge seinem Sarge bis Quedlinburg, wo er in der von ihm erbauten Stiftskirche beigesetzt ward.

Der

(*) Mehr darüber verspare ich auf die Charakteristik Otto I.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der weise Julian, der im 361. Jahr nach Christi Geburt, den orientalischen Kaiserlichen Thron zwar nur für wenig Jahre bestieg, hat Reden hinterlassen, die den erleuchtesten Zeiten Ehre bringen würden. Eine derselben enthält das Gemählde der Eigenschaften, die ein Fürst haben soll, wenn er Menschen auf eine würdige Weise beherrschen will. Indem Julian einen solchen Fürsten mahlte, mahlte er unsern Heinrich. Er sagt: die erste Pflicht eines Fürsten ist Ehrfurcht gegen die Götter, (Gott) und die Sorge den Gottesdienst in seinen Staaten zu beschützen. Dann ehrt er seine Aeltern, denen er sein Leben zu verdanken hat, wenn sie nicht mehr leben, ehrt er aus Hochachtung und Dankbarkeit, auch noch derselben Asche. Hat er Geschwistere, so liebt er sie, und alle Bande der Natur sind ihm heilig. Fremden gestattet er leicht den Zutritt, gegen Bittende ist er empfindsam. Er bestrebt sich, um den Beifall rechtschaffener Männer. Gegen alle gerecht, beschäftiget er sich ohne Unterschied, Allen nützlich zu seyn. Er verachtet Reichthümer, die nur aus Golde bestehen, und hält das für einen sichern Reichthum, Freunde zu besitzen, die ohne Verstellung lieben, und die ihm gefällig sind, ohne zu schmeicheln. Ungeachtet ihm Heldenmuth angeboren ist, so hasset er doch den Krieg; wenn aber Zufall oder die Laster der Menschen einen anfangen, so weiß er zu kämpfen. Seine Lebhaftigkeit gleicht seiner Stärke, und er giebt nicht nach, bis die Feinde besiegt sind. Aber mit dem Siege erscheinen zugleich Milde und Sanftmuth. Er hält es für ein

Verbrechen, einem Menschen das Leben zu nehmen, der sich auf Gnade ergeben will. In dem Gefechte will er an Gefahr und Arbeit den größten Antheil haben. Den Staat vertheidigt er von Außen, und im Innern macht er ihn glücklich. Sein Beyspiel dient zum Gesetz. Der Staat ist ihm die erste, die angelegentlichste Familie. — —

So weit des heidnischen Julians Worte, dessen Asche leidenschaftliche christliche Mönche begeiferten — und so weit auch meine Charakteristik Heinrichs des Ersten.

Heinrich der Erste, das vollkommenste Muster eines wahrhaft großen und guten Monarchen.

Otto I.

936. — 974.

Keines der Deutschen Reichsoberhäupter hat so viel Lobredner und Tadler zugleich als Otto der Erste, welchen man den Großen nennt. Schmied sagt von ihm: wenn man blos das Glänzende einer Regierung betrachtet, so können wenige mit dem Otto in Vergleichung gestellet werden; sieht man aber auf wahre Regententugenden, so sieht er vielen nach, wenn man auch nie daran gedacht hat, sie mit dem blendenden Beinamen des Großen zu beehren. Als Mensch scheint er ebenfalls nicht eine der höchsten Stufen zu verdienen. Ein Regent kann nicht allen Leuten gefallen, wenn er aber so vielen mißfällt, sowohl in- als außer seinem Hause, wie Otto, so ist es wenigstens ein Zeichen, daß er, wo nicht ungerecht, doch stolz und eigensinnig ist, und nur sich liebt. Seine Freygebigkeit sieht auch eher einer Verschwendung, als einer nach Verdiensten abgemessenen — und durch Klugheit geleiteten Belohnung ähnlich. Indessen mußte ihm nothwendig schon sein außerordentliches Glück, Hochachtung bei den Geringern sowohl als bei den Großen die erst nachwuchsen und nur den Alten mit Lorbeeren gekrönten Otto kennen gelernt, verschaffen. Und von eben diesem Otto mögen auch die Lobsprüche, welche die damaligen Geschichtschreiber von ihm verschwenden, größten Theils wahr seyn. — So weit gehen Schmieds Worte, die ich

Ueberzeugung unterschreibe, und zum Grund dieser Charakteristik lege. Ich sage also Otto der Erste, des Großen Heinrichs mit seiner Gemahlinn Mathilde erzeugter und den 22. November im Jahr 912 geborner Sohn, war höchstens groß als Eroberer, wie Karl der Erste, eben so unbändig, stolz und eigennützig wie dieser, aber desselben gute Eigenschaften kannte er nicht. Es war ihm also mehr um ihn selbst, und um die Vergrößerung seines Hauses, als um das Beste seiner Unterthanen zu thun. Ich will nicht sagen, daß es ihm an Verstand fehlte, aber weil er ihn nur zu Erreichung seiner unlautern Absichten anwandte, und dabei undankbar, unbillig, unversöhnlich, und fast grausam war, haßten ihn Anverwandte, Freunde und Feinde. Nur die Geistlichkeit liebte er in soferne, als sie seine Absichten beförderte, und seinen Leidenschaften schmeichelte. Das wenige Gute, welches dem Reiche allenfalls unter ihm ward, würden seine Zeitgenossen mehr für Früchte von der Regierung seines Vaters, als seiner eignen gehalten haben, wenn sie sich weniger durch seine gleißnerische Aussenseite, durch Vorurtheile oder seine gedungene Lobredner hätten irre machen lassen. In seinen Siegen kann ich nichts Außerordentliches finden; denn jeder Andere, der wie Otto so sehr blindes Glück, und die Pfaffen so sehr zu Freunden, oder wie er, einen Heinrich zum Vorgänger gehabt hätte, hätte ebenfalls mit Heinrichs geübter Armee, ungeübte, und furchtsam gewordene Menschen zu Sclaven machen können. Das größte Verdienst, wenn man es anders ein Verdienst nennen kann, bleibt immer die Vorbereitung, die nie Otto's Sache gewesen wäre; denn sie erfoderte durchaus allgemeine Lie-

be, und unbegränztes Zutrauen der Deutschen zu ihrem Beherrscher. Es war zu Ottos Zeiten genau wie jetzt. Der größte Theil der Menschen staunt die Monarchen immer mehr um des Glanzes, der ihre Throne umgiebt, und um der Siege willen an, die sie sehr oft nur ihren Leuten ohne die mindeste eigene Beiwirkung zu danken haben, als ihrer persönlichen Eigenschaften, und ihrer Maaßregeln wegen, wodurch sie ihre Staaten decken, und glücklich machen. Ob die Kriege die sie führten, allemal gerecht waren oder nicht? darauf verfällt man selten. Dieser Haufe bedenkt nicht, daß weit mehr Kunst dazu erfordert werde, und es weit rühmlicher sey, einem Land Ruhe zu geben, als zu nehmen.

Hätte Otto wie sein Vater bloß Kriege geführt, um dem Reiche den Frieden zu verschaffen — hätte er nicht vielmehr nach neuen Eroberungen gestrebt — hätte er nicht seine eigene Familie, seine eigene Erblande wider sich aufgebracht — würden nicht selbst von allen seinen Lobrednern gerade seine Feinde durchgehends gelobt — hätten nicht selbst alle übrige Reichsstände, durch die Unmoralität seines Charakters gezwungen, den großen Unterschied zwischen ihm und seinem Vater zu bemerken, und sich wider ihn zu empören, Gelegenheit gefunden, so würden vielleicht seine Panegyrici zur Hälfte wahr seyn. Wie sehr muß sich nicht bei meinen Lesern gleich anfangs der bestimmte Thronfolger Heinrichs empfehlen, von dem sich die Stände des deutschen Reichs voraus nicht viel Gutes versprachen — welchem Hoffnung gemacht zu haben, die meisten von ihnen gleich wieder reuete — wo Mehrere von ihrem Versprechen ab-

zuspringen, nicht übel Lust hatten, und sich nur noch durch die Erinnerung an seinen großen Vater bewegen ließen, ihrer Zusage treu zu bleiben? — Was werden sie wohl von dem Manne erwarten, den seine leibliche Mutter so wenig leiden konnte, daß sie selbst alles anwandte, um ihn zu verdrängen, und ihren zweiten Sohn an seine Stelle zu bringen? Was für eine Vorstellung werden sie sich von Otto machen, den nicht einmal sein Erstgeborner, kein einziger seiner Brüder, keine seiner Schwestern, nicht Schwager, nicht Busenfreund seines Vaters, nicht die Erblande liebten, geschweige denn die übrigen Provinzen Deutschlands? — Der also in der That gar kein Verdienst mit auf den Königsthron bringt, als ein scheinbar frommer Mann, und der Sohn Heinrichs zu seyn? — Seine Lobredner sagen, daß er seine Freunde geliebt habe: Ich sage das waren die Pfaffen, denn andere hatte er nicht. Sie behaupten ferner, daß er seinen Feinden gerne verziehen, und ihnen mehr Gnade erzeigt habe, als für ihn selbst gut war: Ich antworte, alle seine Handlungen widerlegen diese Behauptung. Hatte er nicht eben dadurch den wackern Erzbischoff von Mainz, in die größte Verlegenheit gebracht, weil er seinem Versprechen entgegen, Tankmars Anhänger dennoch verfolgte, und zum Theil aufknüpfen ließ?

Hatte er seinen Eidam Konrad nicht in eine gleiche Verlegenheit gesetzt, als er seiner Zusage zuwider, Berengarn von einer Zeit zur andern die Belehnung vorenthielt? Und endlich, was versprach er zu Mainz, und wie handelte er darauf. Mehr welches hieher gehörte, wird man in der

folge finden. Was dagegen Otto aus Privatabsichten that, findet hier durchaus keine Statt. Wenn man diese Charakteristik ganz gelesen hat, so wird man sichs leicht erklären können, warum er seinem Bruder Heinrich das herrliche Baierland gab, und warum er jene bedeutende Districte von Italien riß, und es diesem beilegte. Man wird sichs sodann auch erklären, warum eigentlich sein Erstgeborner das Herzogthum Schwaben verlor, und der andere Sohn Brunno, das Erzbischofthum Kölln, und Herzogthum Lothringen erhielt. Man wird einsehen, warum sein Eidam zwar das Herzogthum Franken, und die Pfalzgrafschaft Lothringen behalten durfte, das Herzogthum Lothringen selbst aber fahren lassen mußte. Man wird bald finden, warum sein natürlicher Sohn Erzbischoff zu Mainz ward, und allerwenigstens den größten Theil von Thüringen dazu erhielt.

Der edle Tankmar war allen seinen Halbbrüdern zu sehr ein Dorn im Auge — seine Verdienste verdunkelten sie in den Augen der Unbefangenen zu sehr — die Achtung, die er in ganz Deutschland, und selbst bei Ottos übrigen nächsten Anverwandten stand, dünkte diesen zu gefährlich, als daß Otto nicht ihn auf alle Art und Weise zu kränken, und bei nächster bester Gelegenheit in eine andere Welt zu befördern, gesucht haben sollte. Die Gelegenheit hierzu fand sich leider gar bald. Tankmars Mutter war gestorben, ihr folgte sein Oheim. Dem väterlichen Versprechen und der selbst redenden Billigkeit gemäß, war nun Tankmar Erbe von beiden. Der edle und tapfere Tankmar, dessen Großmuth gegen seine Halbbrüder und dessen Unei-

gennützigkeit gegen dieselbe beispiellos war — und der dafür noch nicht einmal die kleinste Grafschaft erhalten, und alle Tage hatte zusehen müssen, wie man ihm weit unverdientere Männer vorzog; dieser sollte nun auch nicht einmal das haben, was ihm von Gottes und Rechtswegen gehörte! Kurz, Tankmar bekam die Erbschaft nicht, einem Fremden gab sie Otto. Der Erzbischoff Friedrich von Mainz, der sich bei allen Gelegenheiten der gedrückten Menschheit annahm, hatte vergeblich Vorstellungen dagegen gemacht. — Da noch ruhig sich zu verhalten, hätte Tankmar der erbärmlichste Mensch seyn — hätte er alles Gefühl für Ehre oder guten Namen verloren haben müssen. Die Sachsen fühlten das große Unrecht, das ihm angethan war, so sehr, daß sie sich schaarenweise zu seinem Dienst anbothen. Sein Schwager Giselbert, Herzog zu Lothringen, der gleichwohl nur seine Halbschwester zur Ehe hatte, und der Busenfreund seines Vaters Eberhard, Herzog zu Franken und Pfalzgraf am Rhein, oder über Lothringen, glaubten das Andenken des großen Heinrichs durch diese Handlung seines unwürdigen Nachfolgers und Sohns so beschimpft, daß sie gemeinschaftliche Sache mit Tankmar machten.

Selbst Ludwig der Vierte, König von Frankreich, und Ottos leiblicher Bruder Heinrich, schlugen sich zuletzt noch auf die Seite dieser Verbündeten. Aber so sehr kann sich die wetterwendische Göttinn nie versündiget haben, als hier da sie dem Despotismo zum Nachtheil der gekränkten Ehre, des geschändeten Rechts, und der gemißhandelten Billigkeit, so mächtigen Vorschub that. Sie ließ Tankmarn

sogar

sogar innerhalb den schützenden Mauern der Kirche, neben dem Altar morden, ohne daß man sonderlich viel Aufhebens davon gemacht hätte — Giselbert im Rhein ertrinken — und Eberhard im Kampf für die Sache seines Freundes fallen.

Bruder Heinrich, der immer den Mantel nach dem Winde hieng, unterwarf sich, und erhielt Lothringen zur Belohnung. Und damit auch der König von Frankreich sich zufrieden geben möchte, stiftete der tapfere Otto eine Heirath zwischen ihm und seiner verwittibten Schwester, der Herzogin von Lothringen. Alle übrige Anhänger Tankmars aber wurden theils verfolgt, theils gar aufgeknüpft. So endigten sich die ersten Einfälle der Franzosen unter seiner Regierung, und der so betitulte Aufstand der Sachsen, Lothringer, und Franken zugleich; deren Beilegung Otto fürwahr keine Ehre brachte, und wider alle Wahrheit unter seine Siege gezählt werden. Sein zweiter Krieg gegen die Franzosen, die jetzt seinen Schwager unter der Aufführung des mächtigen Grafen Hugo, vom Throne zu stoßen suchten, brachte ihm ungleich mehr Ehre; denn er vertheidigte damals wirklich eine gerechte Sache, und Fortuna verdient dießmal Dank bei der unparteyischen Nachwelt, daß sie die Strohhütte ihres Lieblings in Schutz nahm, und ihnen so viel Kraft beilegte, daß sie es mit eisernen Pickelhauben nicht nur aufnehmen, sondern solche sogar weit in Frankreich hinein in die Flucht jagen konnten.

Otto machte den Fürst Wenzel zum ersten König von Böhmen, weil er ein guter Freund von ihm, und eben

so fromm wie er war. Ob es überhaupt staatsklug gewesen sey, einem Vasallen des deutschen Reichs, eine ganz neue königliche Würde zu ertheilen, lasse ich dahin gestellt seyn; aber Staatsklugheit war es wenigstens nicht, Böhmen einen Vorzug vor Baiern, das wirklich ehemals schon ein Königreich war, und sich sehr oft schon vergeblich um die Erneuerung dieser Würde beworben hatte, zu geben. Eine dem deutschen Reiche über kurz oder lang schädliche Eifersucht mußte entstehen; dieß ließ sich ohne Kopfzerbrechen voraussehen. Kurz Wenzel ward nun einmal distinguirt, und bekam nebst der Königswürde, Wappen, Ueberreste der Heiligen, und Befreyung vom Tribut, fast zu gleicher Zeit.

Wenzel konnte sich ungeachtet seiner Frömmigkeit mit seinem Volke, und seinem Bruder Boleslaus nicht vertragen, und ward zuletzt das Opfer seiner Unnachgiebigkeit. Man sagt, daß ihn sein Bruder selbst ermordet habe. Dieser bath nun Otto, ihm den erledigten böhmischen Thron zu geben, der ihm aber versagt ward. Jetzt erst fiel es Boleslao ein, ihn mit Gewalt zu behaupten, Böhmen von Deutschland loszureißen, und es für unabhängig zu erklären. So entstand der Krieg mit Böhmen. Vierzehn vollkommene Jahre ließ der menschenfreundliche Otto darinnen morden, sengen und brennen — und doch konnte er nichts ausrichten. Endlich machte er gezwungen Friede, glaubte den Brudermord getilgt, und die deutsche Oberlehenherrlichkeit versöhnt, da Boleslaus sich taufen ließ, und nun ein Christ seines Schlags, — das ist ein Heuchler war. Boleslaus erhielt also nach vielem

Blut-

Blutvergießen, was er verlangt hatte; von seinen treuen Böhmen ließ sich aber Otto den Tribut wieder zahlen — warum? weil sie Boleslao treu waren. — Das war ebenfalls kein Sieg.

Die ersten Unruhen in Baiern, unter Ottos Regierung, entstanden blos deswegen, weil er die Söhne des Herzogs Arnulf von der Succession ohne erhebliche Ursache ausgeschlossen, und ihnen ihren Oheim, den er wohl leiden konnte, vorgezogen hatte. Dazu ward Berthold (so hieß der Oheim) alt, und hatte keine Kinder. Eine treffliche Gelegenheit für Otto, das mächtige Baierland mit der Zeit an sein Haus zu bringen. Wirklich erhielt es fünf Jahre hernach, da Berthold starb, Ottos Bruder Heinrich, welcher Lothringen dafür fahren ließ. Der älteste Sohn Arnulfs mußte, — weil er sich bei Ottos willkührlicher Verfahrungsart nicht beruhigte — ins Elend wandern; anders vertrug sich nicht mit Ottos gepriesenem Edelmuth. Aber damit doch dieselbe nicht zu sehr auffallen möchte, so erhielten — wiewohl lange nachher erst — die beiden andern Söhne Arnulfs, die Pfalzgrafschaften am Rhein und in Baiern; freylich nicht so bedeutend wie das herrliche Baierland selbst, aber doch etwas. Ob man dieses einen Sieg nennen kann, lasse ich auch dahin gestellt seyn.

Alle Umstände zusammen genommen, bestimmen mich zu glauben, daß Ludolf, Ottos Erstgeborner, und Herzog von Schwaben, ein wackerer Fürst, und sehr verschieden von seinem Vater gewesen seyn müße. Wenigstens muß er es mit den geistlichen Ministern desselben, und

seiner Stiefmutter Adelheit, verdorben, haben, in welche sich aber sein Oheim Heinrich, der nunmehrige Herzog von Baiern, desto besser zu schicken wußte. Es war also ganz natürlich, daß bei Otto der Bruder immer mehr Gehör fand als der Sohn, und daß der Vater den Sohn allemal ausschalt, wenn er nicht leiden wollte, daß sein schlauer, und unersättlicher Nachbar Oheim ein Stück um das andere von Schwaben abzwackte, und es Baiern zulegte. Darüber ward endlich der Sohn doch ärgerlich. Sein Schwager, oder Ottos Schwiegersohn, den der Schwäher zum Herzog von Franken, Herzog von Lothringen, und Pfalzgrafen von Lothringen zugleich gemacht hatte (*), konnte es ihm nicht verdenken, der Erzbischoff Friedrich von Mainz auch nicht und am allerwenigsten die von Otto zurückgesetzten Söhne Arnulfs von Baiern. Der Erzbischoff insbesondere machte Otto, als dieser eben in Mainz war, wieder alle mög-liche

(*) Das ist, er machte ihn zum Aufseher über sich selbst. Denn die Pfalzgrafen hatten eben das gegen die mächtigsten inländischen Fürsten zu beobachten, was die Markgrafen gegen die Ausländer zu beobachten hatten. Daher gab es schon zu Heinrichs des Ersten, und Ottos des Ersten Zeiten Pfalzgrafen am Rhein oder zu Lothringen, der auf die Herzoge von Lothringen, und ihr Betragen gegen Frankreich Acht geben mußte, und einen Pfalzgrafen zu Baiern, der den Herzog von Baiern, und sein Einverständniß mit den Hunnen nicht aus den Augen lassen sollte. Nun hatte Otto gar seinen Eidam zum Herzog und Pfalzgrafen von Lothringen zugleich gemacht. — Was das wieder für eine Politik gewesen seyn mag. —

liche vernünftige Vorstellungen zum Besten seines Sohnes, und soll ihm die Wahrheit dabei tüchtig gesagt haben.

Otto versprach viel in Mainz, und hielt gar nichts davon, als er wieder in Sachsen angekommen war, vielmehr schrie er dort über List, Ueberredung, Zwang, und Verletzung der Königswürde. Selbst sein Hauptadvokat Witichind, der Benedictiner von Corvey geht flüchtig über diese Rechtsbehelfe weg, und scheint hier in Verlegenheit seines Prinzipals wegen gewesen zu seyn. Ludolph kam jetzt ärger in die Klemme, als jemals; er, sein Schwager und seine Anhänger machten also Bewegung dagegen. Otto, den das Glück, wie wir schon gesehen haben, auch bei ungerechten Sachen nicht verließ, rückte ganz unvermuthet vor Mainz, worinnen die Verbündeten im ersten Jahr so sicher waren, daß er wieder unverrichteter Sache abziehen mußte. Er wollte zwar wohl Frieden machen, aber unter der Bedingung, daß die Verbündete ihm ihre Minister und vornehmsten Offiziere ausliefern, und sie seiner Rachsucht Preisgeben sollten; welches aber die edlen Männer nicht thaten. Das folgende Jahr kam er wieder, eroberte Mainz, schenkte darauf seinem Sohn das Leben, nahm ihm aber sein ganzes Land, und gab es einem gewissen Konrad. Den Eidam ließ er gleichfalls leben, nahm ihm aber das Herzogthum Lothringen, welches nun Ottos Bruder, Brunno, zu seinem Erzbischoffthum Kölln bekam. Den Erzbischoff Friedrich schickte er in ein Kloster, um dort Buße zu thun für seine — Rechtschaffenheit, und um Ottos natürlichen Sohn Wilhelm, Platz zu machen. Alle treuen Diener aber, verdammte Otto

zum

zum Strang: dagegen war wieder keine Barmherzigkeit zu finden. Otto, dem es nicht an Verstand fehlte, um seine Rachsucht zu bemänteln, ließ aussprengen, daß sein Sohn und Eidam die Hunnen, die eben jezt — doch gewiß einzig und alleine in der guten Absicht nach Deutschland gekommen waren, um von Ottos Staatsklugheit — wodurch er es recht geflissentlich darauf angetragen hatte, Deutschland wieder in die jämmerliche Verfassung zu bringen, in welcher es vor Heinrich dem Ersten war — zu profitiren. Damals wurden aber die Hunnen von den Deutschen auf dem Lechfelde bei Augsburg wieder dergestalt geschlagen, daß ihrer bei vielen tausenden auf dem Platz blieben.

Wenn nur nicht Otto eine Ehre und ein Vergnügen wieder darinnen gesucht hätte, daß er bei der Gelegenheit fünf gefangene Fürsten hängen ließ. Die Hunnen hatten zwar wohl bedacht, daß der Schreckensmann König Heinrich nicht mehr am Leben seye, aber nicht daß er seine Leute zurückgelassen habe. Dieser traurigen Bemerkung, welche die Hunnen zu ihrem größten Schaden zu spät machten, ist es zuzuschreiben, daß sie von dieser Zeit an nicht mehr nach Deutschland kamen, — nicht den Eigenschaften Ottos. So wie die Hunnen, dachten auch die Normänner: Sie rißen deswegen, so zu sagen den Hader vom Zaune. Ihr König Harald wurde aber sehr in die Enge getrieben, und konnte sich nur unter der Bedingung in seiner Würde noch erhalten, daß er Dännemark dem deutschen Reiche lehen- und tributbar machte, und sich taufen ließ. Dieß ist der einzige Sieg Ottos, wovon man behaupten kann, daß seine Klugheit und Tapferkeit, unmit-

telbar

telbar den meisten Einfluß gehabt habe. Er bildete sich aber auch nicht wenig darauf ein. In das Meer, das Dännemark von Norwegen scheidet, — noch bis diese Stunde Ottensund genannt — stieß er seine Lanze, (vermuthlich die heilige) als wenn er sagen wollte: Seht den großen Otto, dessen Herrschaft für jetzt nur noch das Meer Gränzen setzen kann. Dieser Gedanke that jedoch seiner Eroberungssucht keinen Einhalt; er verfiel dafür auf einen andern, der ihm weniger Ehre brachte, und dem Reiche weit mehr schadete, als denselben die Unterjochung Dännemarks nützte. Italien war es jetzt, welches seine Aufmerksamkeit spannte. Er hatte erfahren, daß dort eine Königskrone und eine hübsche Königswittwe ledig stünden, um welche die Fürsten sich schlügen, und bereits viel Geld und Leute aufgeopfert hätten. Beides behagte Otto, der jetzt selbst Wittwer war, zumal da man mit der Wittwe höchst wahrscheinlich ein italienisches Königreich, und die Kaiserkrone obendrein bekommen konnte. Fortuna verließ auch hier ihren Günstling Otto nicht. Sie hatte es so gespielt, daß Adelheid (so hieß die Wittwe) von Berengar, der sie für seinen Sohn ausersehen hatte, auf eine Art behandelt werden mußte, die ihr eben keine Achtung für Vater und Sohn beizubringen vermögend war. Die mächtige Göttin that noch mehr; sie flüsterte ihm zu: nimm deine Freunde, die Pfaffen zu Hülfe; er thats. Ein Mönch rettete sie aus ihrer Gefangenschaft; ein Bischoff beförderte sie in ein vestes Schloß, welches Berengar vergeblich belagerte. Man gab ihr den Rath, den mächtigen Otto zu Hülfe zu rufen. Dieser kam, bezwang Berengar, befreyte die Wittwe, und aus Erkänntlichkeit, reichte sie

ihm ihre Hand. Der Ueberwundene behielt das Königreich Italien, aber unter der Bedingung, daß er es als ein Deutsches Lehen annehmen und ansehen mußte. Nur das Herzogthum Friaul und die heutige venetianische Lombardey ungefähr, wurden davon abgerissen; denn sie lagen dem Bruder Heinrich gar zu bequem, für sein Baierland. Otto war kaum nach Hause, so suchte Berengar sich wieder unabhängig zu machen, und nöthigte ihn zum zweitenmale nach Italien zu gehen. Er nahm aber jetzt Italien für sich selbst, und ließ sich in Mailand zum König über solches krönen. Und weil er nun König von Italien war, und also nach der damaligen Meinung erst jetzt Ansprüche auf die Kaiserwürde machen konnte, so gieng er nach Rom, und ließ dort nebst seiner Adelheid vom Pabst Johann XII. die Kaiserkrone aufsetzen. In welcher Würde er sich so wohl gefiel, daß er aus Dankbarkeit seinem Promotor die vorgeblichen Schenkungen Pipins und Karl des Großen, ohne weitere Untersuchung bestätigte. Otto glaubte sein kaiserliches Ansehen hinreichend gedeckt, und sich mehr als überflüßig den ruhigen Besitz Italiens versichert zu haben, sobald ihn der Pabst als Oberherrn von Rom anerkannt, und die Italiener gehuldigt hatten. Eben so denken auch seine Lobredner, die wieder Wunder glaubten, was Otto dadurch für eine mächtige und dem Reiche ersprießliche Acquisition gemacht habe.

Otto über den Pabst! — das war freylich für damalige Zeiten ein großer Ehrfurcht erweckender Gedanke. Nur schade, daß die Herrlichkeit nicht lange dauerte — daß sobald Otto aus Italien war, die Päbste sich wieder mehr als der Kaiser zu seyn dünkten — die Italiener auch

so dachten — und eben so wie der heilige Vater, ihren Eid brachen, den sie aber im Grunde betrachtet, freylich aus Noth gethan hatten. Ueberdieses hatte wie in Deutschland so hier in Italien, Otto alles gethan, um sich verhaßt zu machen, und eine Menge Römer und andere Italiener, zur Ehre der Kirche und seiner kaiserlichen Hoheit hinrichten lassen; auch dabei unumstößlich bewiesen, daß er eben so geneigt war, verzeihliche Verbrechen mit dem Tode zu bestrafen, als sein Vater grobe Verbrecher zu begnadigen. Nur schade, daß Ottos Stolz dem Reiche durch diese Eroberung so außerordentlich viel Nachtheil nicht nur für damalige Zeiten, sondern auch für mehrere Jahrhunderte brachte, die seinen Nachfolgern gar oft Ehre und Leben kostete. Schade daß das gute Deutschland von dieser Zeit an, sein Gold in Säcken nach Italien schleppen — und den Kern seiner Mannschaft daselbst wahrhaftig um Nichts verschmachten lassen mußte. Die Päbste blieben in der That Herren über Italien, nach wie vor, ungeachtet der Veränderungen, Ab- und Einsetzungen, die Otto unter ihnen machte. War denn die Kaiserwürde einem Beherrscher Deutschlands, wenn sie gleich mit Besitzungen in Italien verknüpft seyn mußte, doch deshalben durchaus nothwendig? war Deutschland weniger bedeutend ohne sie? weniger gefürchtet von Außen, weniger glücklich von Innen? — Ich verweise hier meine Leser an den großen Heinrich, der dazu keinen Pabst und kein Italien nöthig hatte — zur Ruhe Deutschlands nicht einmal davon wissen wollte. Heinrich war gewiß ein sehr denkender Kopf, und liebte sein Deutschland; das traurige Andenken der Nachkommen Karls I. die alle sammt ihren Unterthanen

durch Italien und den Pabst unglücklich waren, kann unmöglich den Wunsch einer neuen Verbindung mit denselben in ihm hervorgebracht haben. Wie glücklich, wie geachtet war Deutschland durch ihn, ohne sie. Man werfe mir hier nicht ein, daß ja Deutschland vor Heinrich, bereits unter der Despotie der römischen Hierarchie in geistlichen und weltlichen Sachen gestanden sey, denn diese Despotie hatte Heinrich größten Theils geschwächt, und seinem Sohn die Bahn gebrochen, sie ganz auszurotten. Aber siehe da, der große Otto öffnet ihr durch seine italienischen Acquisitionen, und durch seinen Kaisertitul (den doch noch lange nachher die Päbste nur alleine geben zu können sich anmaßten) den Weg nach Deutschland mehr als jemals — wenn gleich unabsichtlich. Kurz Otto war es, der seinen Nachfolgern den Gedanken wieder in den Kopf setzte, der ihnen und ganz Deutschland kummervolle Tage machte — daß nähmlich ein König von Deutschland auch Kaiser seyn — und dazu in Rom vom Pabste gekrönt seyn müsse.

Während dieser Kaiser in Italien nach Schatten haschte, und über sein Steckenpferd Deutschland ganz vergessen hatte, dachten sein deutscher Reichsvikarius Hermann von Billungen, und sein Markgraf Gero von der Laußnitz zum Glücke für solches an Realitäten. Ersterer hielt Deutschland in Ordnung, und Letzterer schlug die Pohlen, die sich die Abwesenheit Ottos und einiger seiner Leute zu Nutzen machen, und Deutschland plündern wollten, zwang ihren Herzog Micislaus sich mit seinen Unterthanen dem deutschen Reiche zu unterwerfen, sich taufen zu lassen, und zu einem jährlichen Tribut zu verstehen.

Dieß hatte allerdings auch wichtige und nützliche Folgen für Deutschland, aber sie gehören nicht auf die Liste der Thaten Ottos. Gleichwohl war Otto eifersüchtig genug, um den Erzbischoff Adelbert von Magdeburg zur Lieferung von eben so viel Pferden zu verurtheilen, als dieser, da Hermann seine Diöces betrat, Glocken hatte läuten oder Lichter hatte anzünden lassen. Otto, der niemand anders als sich selbst oder seinem Hause die Regierung eines Landes gönnete, strebte, wie Kanzler Ludwig ganz recht sagt, allerdings nach einer unumschränkten Gewalt, und suchte alle andere Fürsten zu verdrängen, oder doch wenigstens soviel nur immer möglich zu schwächen. An Deutschland und dem tributbaren Dännemark und Pohlen hatte er noch nicht genug; der größte Theil von Italien war ihm noch zu wenig: Er wollte auch noch der Griechen Calabrien, Apulien und Großgriechenland dazu haben. Eben deswegen versagte der kluge griechische Kaiser Nicephorus seinem Sohn eine griechisch-kaiserliche Prinzessinn. Und eben dieß gab Veranlassung, daß Ottos Gesandte umgebracht wurden, und der gerechte Otto dafür eine Menge unschuldiger Griechen ohne Nasen und Ohren nach Hause schickte — und daß dafür aber auch wieder eine Menge Deutscher in unverschuldete harte griechische Gefangenschaft gerieth.

Ein Mann der so vielfache und grobe Vergehungen — sogar gegen seine Blutsfreunde zu schulden kommen lassen kann — der zwar Brudermörder verfolgt, aber selbst Brudermörder ist; ein solcher Mann ist wahrlich kein Heiliger. Daß er seine überwundene heidnischen Feinde allemal hat taufen lassen, und dagegen alle Beleidigungen vergaß,

wäre verdienstlich gewesen, wenn ihm andere Mittel als Furcht und Entsetzen vor den Dingen, die da kommen sollten, den Weg dazu gebahnt hätten. Es ist freylich wahr, daß Ottos Zeitalter nicht jedem erlaubte, seinen Gott zu erkennen, wie er erkannt seyn will, — aber eben das beweißt; daß Otto nicht seines Vaters Verstand, und nicht dessen ächtere christliche Religion besaß. Man bleibt sehr zweifelhaft, ob Otto mehr Scheinheiligkeit oder mehr falsch verstandene Religion gehabt habe, wenn er auch noch so viel Kirchenversammlungen ausgeschrieben, und noch so oft selbst dabei präsidirt hätte — wenn er auch gleich nie höher als bei seinem Bart schwur, und den Pabst Johann XII. deswegen haßte, weil er dagegen den Jupiter, Merkur und andere heidnische Gottheiten im Munde führte. Man weiß wahrhaftig nicht was man denken soll, wenn man ließt, daß der stolze Otto immer seine Demuth zur Schau trug, und Gott öffentlich darum bath. Fehlen konnte es bei einem solchen Regenten, auf keinen Fall, daß nicht seine frommen Verehrer unter ihm mehr als je unter einem andern gewonnen haben sollten. So gab er der Geistlichkeit unzählige Proben einer unmäßigen Gnade oder Verschwendung. So verliehe er den Prälaten zum Nachtheil seiner Nachfolger, und der andern deutschen weltlichen Fürsten, viele Regalien welche sie bis dahin nicht gehabt hatten. Und so entstanden funfzehen uns bekannt gewordene Reichsstifter auf einmal: Brandenburg nähmlich, Havelberg, Altenburg, (in Wagrien) Meisen, Merseburg, Zeiz, Magdeburg, welches er zuerst zu einem Bischofthum hernach zu einem Erzbischofthum und zur Primatur durch Deutschland machen ließ;

Schles-

Schleswig, Arrhus, Ripen, Odensee, Gernrode, Niedermünster in Regensburg; Sankt Ulrich und Sankt Afra in Augsburg. Ottos Stolz war die Veranlassung zur Entstehung der Erzämter, bei Gelegenheit seiner Krönung zum deutschen König. Die geistlichen und weltlichen Fürsten zankten sich um die Ehre, ihn bei der Krönung und Tafel zu bedienen, und sich ihm dadurch gefällig zu machen. Mainz setzte ihm die Krone auf, Lothringen machte seinen Kammerherrn, Franken sorgte für seine Speise, Schwaben für sein Getränk, und Baiern trug ihm sein Schwert. Die Salbung nahm er an; denn — er dachte nie wie sein Vater, und glaubte nicht regieren zu können, wenn ihm nicht die heilige Clerisey zuvor mit Oel beträufelt hätte. Um alles in der Welt hätte er keine der Töchter seiner Vasallen zu seinen Gemahlinnen erkohren, und sein kaiserlich königliches Geblüt mit gemeinen Fürstenkindern im Ehebette prostituirt. Daher ließ er sich zuerst Edgid, eine englische Königstochter beilegen, und als diese starb, Adelheid, eine burgundische Königstochter und italienische Königswittwe zugleich. Für seinen Sohn und Nachfolger, ließ er gar eine kaiserliche Prinzessinn aus dem Orient holen, ungeachtet der vielen Körbe, die er deshalben erhalten hatte. Ob er auch ein treuer Ehemann war, können wir weder behaupten, noch bezweifeln. Der Erzbischoff Wilhelm hatte zwar seine Existenz der Liebschaft Ottos und einer schönen Slavinn zu danken; allein damals war sein Vater noch ein Junggeselle.

So klug auch Heinrich war, so hatte er doch vermuthlich bis dahin nie daran gedacht, daß sein Regierungs-Nachfolger schon so frühe reif wäre, zur Vermeh-

rung des menschlichen Geschlechts (*). Otto war ein und sechzig Jahre alt, und hatte Deutschland sieben und dreisig Jahre regiert, als er in den Armen der Benedictiner zu Memleben am 7. Mai 974. starb. Der Umstand, daß ihm sowohl Deutsche als Italiener nach dem Leben strebten, beweißt, daß er von seinen Zeitgenossen eben so wenig geliebt war, als Karl der Große von den Seinigen. Die Quelle der Hochachtung, die man dennoch gegen ihn affektirte, war Furcht; und auf eine solche Hochachtung hat kein Regent Ursache stolz zu seyn. Man vergleiche am Ende dieser treuen Charakteristik, Julians Gemählde eines vollkommenen Fürsten, das ich der Charakteristik Heinrichs des ersten angehängt habe — und man findet keinen Zug davon in Ottos Person.

Wir wollen Otto weder groß nennen, noch klein; aber zuviel Ehre geschieht ihm fast, wenn wir ihn unter die mittelmäßigen Oberhäupter Deutschlands setzen.

Otto

(*) Otto ward geboren im November 912. und Wilhelm 928. Also war Otto höchstens fünfzehn Jahre alt, als er diesem das Daseyn gab. Ein Vorzug, welchen seine Lobredner dennoch zu melden vergaßen.

Otto II.

974. — 983.

Otto der Zweite war der jüngste unter den Söhnen, welche die schöne Adelheid ihrem Gemahl Otto dem Ersten geboren hatte. Seine Brüder waren vor dem Vater gestorben, und hatten dadurch Otto dem Zweiten nicht nur die Nachfolge auf dem väterlichen Throne, sondern zuvor schon die Mitregentschaft gesichert. Sein Vater selbst nannte ihn seinen Mitregenten, und ließ ihn zum römischen König krönen; — den ersten römischen König, welchen uns die Geschichte der Deutschen aufstellt. Seine Geburt setzen einige in das Jahr 954. andere in das Jahr 955. Er war also ungefähr neunzehn Jahre, als er den Thron seines Vaters alleine bestieg. Die Fehler, welche die Biografen seines Vaters um den Sohn gegen denselben in Schatten zu stellen, rügen zu müssen glaubten: als Unachtsamkeit, Leichtsinn und Hitze, verzeiht man einem jungen feurigen Regenten um so lieber, wenn solche mehr ihm selbst, als dem Lande das er beherrscht, schädlich sind. Otto des Ersten fürchterliche Achtsamkeit und Kaltblütigkeit machte in einem Jahre mehr unglückliche Menschen, als seines Sohnes feuriges Temperament die ganze Zeit seiner Regierung hindurch zusammen genommen. Otto dem Zweiten fehlte es ungeachtet der Lobredner seines Vaters, doch nicht an Leuten, die ihn ebenfalls als den Gro-

ßen ausposaunten (*). Man sieht daraus, wie wenig überhaupt auf das Urtheil solcher Leute zu gehen ist. —

Otto des Zweiten Handlungen beweisen, daß seine Denkungsart von der seines Vaters himmelweit verschieden war, und daß also sein Charakter, wenn gleich nicht fast vollkommen wie der seines Großvaters — doch ungleich besser als der seines Vaters war. Wenn man die Geschichte seiner Regierung mit der seines Vaters zusammen hält, so findet man eine auffallende Verschiedenheit der Grundsätze zwischen Vater und Sohn, so daß man sich fast unwillkührlich auf die Seite des Letztern gezogen fühlt. Es läßt sich nicht begreifen, wie man ihm unter andern auch den Vorwurf der Verschwendung machen konnte, da doch diese in der That sein Fehler nicht war. Am allerwenigsten konnte sich die Geistlichkeit über seine Freygebigkeit beschweren. Denn so übertrieben ihr auch der Vater ergeben war, so wenig hingegen war es der Sohn. Otto der Zweite war einzig und alleine daran Schuld, daß das Erzbischofthum Magdeburg das nicht werden konnte, was es nach der Meinung Otto des Ersten seyn sollte. Man weiß was für eine Macht und was für übertriebene Vorrechte der Vater seinem neuen Erzbischofthum eingeräumt hatte, — Vorrechte, welche seiner gerühmten Politik und Ueberlegungskraft durchaus kein Kompliment machten, und die gefährliche Macht der römischen Hierarchie immer mehr begünstiget haben würden. Derjenige Regent, welcher in einem Alter von etwa zwanzig Jahren, und zu einer Zeit

(*) Monachus Brunwillerensis z. E.

Zeit, wo man die Meinung des mächtigern Theil der Clerisey immer wie göttliche Orakelsprüche befolgte, Muth genug hatte, ein ihm und seinen Nachfolgern selbst Gefahr drohendes Gebäude zu zerstören, indem er den Bischofthümern Halberstadt, Zeitz und Meisen ihre vorige Besitzungen zurück gab, die schädlichen Privilegien einzog — und also Magdeburg mit den übrigen Bischofthümern in eine Klasse setzte, verdient gewiß die Achtung der denkenden Nachwelt. Otto der Zweite hatte dadurch einen großen Staatsfehler seines Vaters gut gemacht. Zwar sagte man, Bischoff Giseler von Merseburg habe den größten Antheil daran gehabt, der nun zur Belohnung von Otto mit zwei Bißthümern zugleich belehnt worden sey. Allein dieser Einwurf schwächt das Verdienst Ottos nicht im mindesten; denn Giseler mußte sich gefallen lassen, daß Otto auch sein Bischofthum Merseburg herabsetzte, und in eine bloße Abtey verwandelte. So hatte ja also Otto die Macht zweier geistlichen Fürstenthümer zugleich eingeschränkt.

Es scheint allerdings, daß übrigens der Kaiser diesen Bischoff wohl habe leiden können, aber auf die Rechnung einer überspannten Ehrfurcht oder Frömmeley wird man diese Vorliebe wohl nicht setzen können. Giseler selbst war, was auch seine Zeitgenossen ihm Böses nachsagen, doch nichts weniger als ein scheinheiliger Kopfhänger, wohl aber ein Mann der heller dachte als viele seiner Amtsbrüder; ein treuer Anhänger Ottos, der die kaiserlichen Rechte auch in geistlichen Sachen gegen den Pabst und gegen männiglich, mit einer Gewandheit und Schlauheit verfochte, die unserm achtzehnten Jahrhundert keine

Schan-

Schande machen würden. Er hatte Muth genug, den Satz für richtig anzunehmen, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über den Pabst sey, und hatte sogar von dieser an jene appellirt.

Otto gereicht seine Wahl also wirklich zur Ehre, die zugleich von seinen geläuterten Begriffen zeigt. Auch den Bischoff von Passau bewog er, seinen erzbischöfflichen Charakter wegen Lorch fahren zu lassen. Weit mehr als Otto der Erste bewieß sich also sein Sohn als Herr über die Clerisey, welche er immer in ihren Gränzen hielt, sie sogar nöthigte, ihm die Heeresfolge zu leisten, und da er über dieses nicht leiden wollte, daß sie und ihre Schirmvögte, die armen Laien so unmäßig in Kontribution setzten, so konnte es nicht fehlen, daß die Historienschreiber seiner Zeit nicht nach ihrer Art eine Parallellinie zwischen ihm und seinem frommen Vater hätten ziehen sollen. —

Daß er nicht gefühllos gegen erlittenes Unrecht war, und sich sein Herz mehr auf die Seite der Redlichkeit als der Chikane neigte, bewieß er deutlich an Ludolfs und Heinrichs Söhnen. Der Sohn seines Halbbruders hatte es nämlich entweder Ottos Mitregentschaft noch bei Lebzeiten seines Vaters, oder seiner alleinigen Regierung schon, zu verdanken, daß er das Herzogthum Schwaben, welches Otto der Erste seinem Vater genommen hatte, bei einer schicklichen Veranlassung wieder bekam. Dieser neue Herzog von Schwaben, der auch Otto hieß, war überhaupt ein sehr edler Mann, und wahrscheinlich ein Herz und eine Seele mit dem jungen Kaiser; womit aber der junge Herzog

von

von Baiern, wie sein Vater Heinrich, sonst auch Hezilo genannt, sehr unzufrieden war. War der Bruder Otto des Ersten, neidisch, zänkisch und unersättlich gewesen, so war es sein Sohn noch weit mehr. Man nannte ihn daher insgemein nur den Zänker (Rixosus). Sein häßlicher Charakter verleitete ihn, Otto von Schwaben eben so mitzuspielen, wie ehedem dem Vater desselben von seinem Vater mitgespielt worden war. Er hatte dabei auf die alten Zeiten, auf die Unterstützung des Familienhaupts gerechnet; allein das Alte war gestorben, und das Neue dachte billiger als jenes. Kurz der Zänker bekam Unrecht, und ward vom Kaiser in seine Gränzen und zur Ruhe verwiesen.

Natürlich wiegelte dieser jetzt auch die Böhmen und Pohlen auf, suchte sein Baiern unabhängig, und zu einem Königreich zu machen, und tobte und raßte gegen den Kaiser, und seinen Freund von Schwaben zugleich. Aber die gerechte Sache siegte, die Friedensstörer wurden geschlagen, und der gefangene — in sichere Verwahrung gebrachte Anstifter mußte zusehen, wie der gehaßte Schwabe nun auch noch Baiern bekam. Auch hierinnen unterschied sich Otto der Zweite von Otto dem Ersten, daß so wie dieser sich stets für die bairische Linie erklärt hatte, so erklärte sich hingegen Jener für die schwäbische. Da das übrige unparteyische Deutschland jener Zeiten die schwäbischen Regenten wegen ihrer rühmlichen Eigenschaften in eben dem Grade liebte, in welchem es die bairischen wegen ihrer Laster haßte, so darf man nicht glauben, als ob sich Otto durch Hitze oder

Par=

Partheylichkeit zu diesen Maasregeln habe hinreißen lassen. Anstatt daß man sagte, Otto der Zweite habe den Krieg nicht verstanden, hätte man sagen sollen, er liebte den Krieg nicht, und zog den Frieden vor. Nur gezwungen führte er Krieg; dieß sahen wir an den Baiern, Böhmen und Pohlen, das Nähmliche sehen wir auch an den Dänen, die sich unter ihm der deutschen Oberherrschaft vergeblich zu entziehen suchten. Und auf eine wahrhaft kaiserliche und zugleich edelmüthige Weise, wodurch er nähmlich eines Theils Land und Leute schonte, und andern Theils seine oberlehenherrlichen Rechte deckte, betrug er sich bei Gelegenheit der lothringischen Unruhen. Ganz Lothringen lief entweder Gefahr nach und nach von Frankreich verschlungen zu werden, oder Otto mußte das Leben seiner Deutschen um dieses zu verhindern, auf das Spiel setzen; kein anderer Weg schien übrig zu seyn. Was that aber Otto? Er both Karln (dem Bruder Lothark, Königs von Frankreich) — welcher wirklich die gegründetsten Ansprüche und eigentlich auf ganz Lothringen gehabt hätte, — Niederlothringen unter der Bedingung an, daß er und seine Nachkommen es jedesmal, wie zuvor, als ein deutsches Lehen ansehen sollten. Und dieser Prinz gerührt von der zuvorkommenden Gefälligkeit des Kaisers, fügte sich in dessen Willen, ohne auf den Unwillen der Franzoßen, die solches als einen ihrer Krone angethanenen Schimpf und Nachtheil ansahen, zu achten. Auch den beiden unter der Regierung seines Vaters vertriebenen Lothringischen Grafen Lambert und Renier, die gleichfalls über erlittenes Unrecht zu klagen Ursache hatten, gab der Kaiser ihre Güter unter der nähmlichen Bedingung zurück.

Als aber dem ungeachtet der König von Frankreich ohne alle Kriegserklärung in Oberlothringen einfiel, und darauf so schnell und unvermuthet auf Achen, worinnen sich eben damals Otto befand, losgieng, daß dieser nur noch mit Mühe entkam, so sammelte Otto eben so geschwinde ein Heer, mit welchem er diesen ungebethenen Gast nicht nur aus Deutschland verjagte, sondern sogar bis Paris verfolgte.

Anstatt daß nun sein Vater, besonders bei den damaligen günstigen Umständen in Frankreich, das Glück seiner Waffen zum Nachtheil dieses Königreichs selbst benutzt haben würde, so that dieses unser Otto dennoch nicht; vielmehr machte er mit Lotharn Friede, sobald dieser sich erklärt hatte, daß er von Lothringen zugleich abstehen wolle. Und wirklich war die Folge davon, daß nunmehr diese Provinz viele Jahrhunderte lang bei Deutschland blieb. — Wir haben nunmehr gesehen, daß Otto der Zweite allerdings Eigenschaften hatte, die ihn in den Augen denkender Leser weit über seinen Vater — den gepriesenen Otto den Großen — erheben müssen. Alles in Deutschland, was nicht Mönch war, war auch nicht blind gegen die Verdienste seines noch so jungen Beherrschers, liebte ihn vom Grunde des Herzens, und träumte sich unter seiner Leitung eine so glückliche Zukunft. Aber die Eroberung, welche sein Vater an Italien gemacht hatte, ließ ihm hierauf keine lange, wenigstens keine glückliche Regierung hoffen. Und seine Gemahlinn Theophania die das Wohl ihrer griechischen Landsleute dem Wohl der Staaten ihres Mannes weit vorzog, war viel Ursache mit, daß diese Ahndung um so schleuniger in Erfüllung gieng. Italien war jetzt der Schauplatz unaufhörlicher Empörungen, von allen

allen Seiten, und eine Lockspeise nach welcher die griechischen Kaiser bereits wieder ihre Hände ausgestreckt hatten.

Ohne Rom glaubte man jetzt nicht mehr sich Kaiser schreiben zu können — glaubte man den schönsten Stein der deutschen Königskrone zu vermissen — nicht zu gedenken, daß jetzt der Verlust von Rom auch den Verlust von ganz Italien nach sich gezogen hätte. Otto hätte weniger Ehrgefühl haben müssen, als er wirklich hatte — hätte sich selbst den Haß aller seiner Deutschen zuziehen müssen, wenn er nicht alles angewandt, um Rom bei dem deutschen Reiche zu erhalten. Allein eben die Römer waren es, welche ihm am meisten zu schaffen machten. Schon unter dem vorigen Otto hatten sie sich von Deutschland loszureißen gesucht, und dessen Päbste auf alle Weise mißhandelt.

Unter unserm Otto, machten sie alles dieses noch weit ärger. Sie schleppten sogar seinen Pabst Benedikt VI. in die Engelsburg, und mordeten ihn dort, wählten darauf eigenmächtig Bonifaz VII. an dessen Stelle, setzten diesem noch einen Nebenpabst, Donus II. dann wieder einen andern, Benedikt VII. entgegen, und spotteten bei all diesem Unfug noch obendrein ihres Kaisers, welchen sie nur als König der Deutschen betrachteten. Ganz Italien hatte die Aufmerksamkeit auf die erste seiner Städte geheftet, und schien sich völlig nach ihr richten zu wollen. In Italien war also auch kein Gemeingeist mehr, jede Stadt dachte nur auf sich und war unbekümmert um

das

das Schicksal ihrer Schwestern. Am Ende würde jeder Staat sich insbesondere aufgerieben, und das Ganze in die Gewalt eines lauernden Dritten gekommen seyn. — Wirklich hatten unter diesen Umständen die Fürsten von Benevent und Capua schon viel von den Griechen leiden müssen.

Ganz Italien schien bereits für den Kaiser verloren zu seyn. Einen entscheidenden Schritt mußte er jetzt durchaus thun, um das Land wieder unter seinen Gehorsam zu bringen, und dazu war kein anderer Weg, als die Beiseitschaffung der Anstifter alles Unheils — jener römischen Aufrührer. Daß er aber zu Erreichung seiner Absicht hinterlistig und heimlich zu Werke gegangen seyn, und sich dazu eines Gastmahls bedient haben solle — sieht seinem Charakter, worinnen deutsche Geradheit und Offenheit ganz unverkennbar waren, so wenig ähnlich, daß ich mit Hahn (*) völlig daran zweifele. Auch nicht ein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt dieses Blutgastmahls: Wohlgemerkt — nicht Einer. Und Gottfried von Viterbo der anderthalb hundert Jahre hernach, sich in Italien herumtrieb, hat sich höchst wahrscheinlich von den Bewohnern dieses Landes ein altes Mährchen aufbinden lassen, welches er auf guten Glauben niederschrieb. Daß Otto die häufigen und groben Verbrechen der Römer an ihren Anführern bestraft — und zum Theil mit dem Tode bestraft

(*) Reichsgeschichte II. B. S. 114.

straft habe, läugne ich inzwischen gar nicht. Er hatte aber doch gewiß die gegründeteste Ursache von der Welt dazu. — Genug Otto der Zweite hatte durch die Bezwingung der Römer ein sehr schweres, für seine Zeiten durchaus nothwendiges und wichtiges Stück Arbeit unternommen, und glücklich hinausgeführt; welches ihm die Italiener die ihr Glück damals in einer zügellosen Freyheit suchten, nie vergeben konnten. —

So parteyisch und so ungegründet waren nicht selten die Urtheile der geistlichen Chronikschreiber jener Zeiten, daß sie Otto den Ersten, der in Italien und Deutschland Leute in Menge, aus verzeihlichen Ursachen, und zur Beförderung seiner ehrgeizigen Absichten, vielleicht auch aus Laune, hinrichten ließ, den Großen, ja wohl gar den Gottesfürchtigsten aller Regenten nannten, weil er nebenbei und allenthalben viel zum Besten ihrer Zunftbrüder gethan hatte — seinen Sohn aber einen Tyrannen schalten, weil er, ob er gleich nur aus Nothwendigkeit, den gröbsten Staatsverbrechern das Leben nehmen ließ; doch weit weniger den Dienern der Religion zu gefallen, und nichts zum Schaden der Laien unternehmen wollte. Man glaube aber ja nicht, daß Otto ohne Religion, oder geizig gewesen sey; denn selbst der Bischoff von Merseburg, Ditmar, welcher nicht vergessen konnte, daß dieser Kaiser ihm und seinen Amtsbrüdern die Heeresfolge auf den Hals geladen habe, sagt gleichwohl von ihm, daß er sehr andächtig, und fast übertrieben freygebig gewesen (*). Vergleicht man nun Dit-

(*) Largitusque plurima pietatis opere absque temperamento. —

Ditmars Schilderung mit Ottos Verhalten gegen die Bischöffe, so läuft das Resultat dahinaus: Otto des Zweiten Religion war lauter und rein, und seine milde Hand öffnete sich unaufhörlich, und lieber den dürftigen Personen und armen Klöstern, als den reichen Bischöffen. Daß seine Töchter den Schleyer gewählt haben, gehört wohl mehr auf die Rechnung seiner frommen Mutter, und seiner stolzen Gemahlinn, als auf die seinige, denn man findet, daß sie erst lange nach seinem Tode dem Klosterstande gewidmet wurden.

Otto gieng nun auf die Griechen los, die er so sehr in die Enge trieb, daß sie Gefahr liefen, auch das Wenige, was sie noch in Italien besaßen, zu verlieren. Dieser Gefahr nun suchten sie durch Intriguen, woran die Kaiserinn Theophania auch Antheil gehabt haben mag, und durch Herbeirufung der Saracenen zu entgehen. Otto bekam also dadurch einen neuen — ihm und seinen Deutschen bisher ganz unbekannt gewesenen Feind, welchen er gleichwohl anfangs großen Abbruch that, und vielleicht eben auch besiegt haben würde, wenn nicht dieser junge muthige Held seinen Kräften zuviel getraut, — eine günstigere Gelegenheit abgewartet — sich nicht so sehr in die Schaar der Feinde gewagt — und dadurch von seinen Leuten sich nicht verloren hätte. Eine totale Niederlage der Deutschen war die Folge davon. So viel Deutsche, so viel Bischöffe und Fürsten auch dabei geblieben waren, so würde sich doch Deutschland gerne zufrieden gegeben haben, wenn es nur seinen Otto nicht vermißt hätte.

Voll Wuth drängte man sich zum Pallast Theophaniens, welche man längst als die heimliche Ursache der griechischen Unternehmungen angesehen hatte, und welche man jetzt laut eines Einverständnisses mit ihren Landsleuten und einer Verrätherey gegen den Gatten und dessen Volk beschuldigte. Man erklärte ungescheut, daß sie entweder den deutschen Otto herbeischaffen, oder sich gefallen lassen müßte, daß das treue Deutschland den Verlust seines geliebten Oberhaupts, an ihrer griechischen Person, und ihrem halb deutsch, halb griechischen Söhnlein ahnden würde.

Zum Glück für beide kam Otto nach einiger Zeit wieder in Italien zum Vorschein. Keine Spur seines jugendlichen Feuers war mehr an ihm zu finden; seine Gesundheit war zerrüttet, blaß wie eine Leiche war er. Ohne Freund, ohne Unterstützung, in unbekannten und fremden Ländern, und im Kampfe gegen alle Angriffe auf menschliche Natur, war er fast einzig und alleine mit Hülfe der griechischen Sprache, die er so fertig wie ein geborner Grieche redete, der Aufmerksamkeit seiner Feinde, sogar auf einem feindlichen Schiffe entgangen, und auf mancherley Umwegen in seinem Vaterlande angelangt. Bei seiner Ankunft heiterten sich die Gesichter der Deutschen auf; ihre stille Schwermuth verwandelte sich in lauten Jubel, man drängte sich an sein Bette, suchte ihn aufzuheitern, rief ganz Deutschland auf, zu Demüthigung der Griechen und Saracenen, und gab ihm also auf alle mögliche Art Beweise der Liebe und Achtung. Allein die Natur des guten Otto widersprach dem Wunsche seines Volkes.

Er sah Deutschland nicht mehr, denn er gieng noch in dem nähmlichen Jahr zu Rom, in einem Alter von acht und zwanzig Jahren am 7. December 983. mit Tod ab. Seine Regierung dauerte neun und ein halbs Jahr. — Er war der Erste deutsche Kaiser, welcher als Opfer der Eroberungssucht des sogenannten großen Otto, oder dessen italienischer Acquisition starb.

Otto der Zweite war auf alle Fälle ein guter Regent: Er dachte hell und deutsch, handelte deutsch, vergab sich und seinen Nachfolgern nichts, und regierte selbst. Man kann ohne ungerecht oder parteyisch zu seyn, keinen andern Fehler an ihm rügen, als den, daß er nicht zwanzig Jahre älter war.

Otto III.

984. — 1002.

Die erste Kindesregierung in Deutschland fanden wir zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, unter Ludwig dem Dritten. Eine andere Art von Kindesregierung in Deutschland, finden wir jetzt zu Ende des eilften Jahrhunderts, unter Otto dem Dritten.

Otto der Dritte, Sohn Otto des Zweiten, und der griechischen Theophania, geboren im Jahr 980. war bei dem Tode seines Vaters nicht volle drei Jahre alt. Er starb zu Paterno in Sicilien den 24. Januar 1002. in einem Alter von ungefähr zwei und zwanzig Jahren, folglich sind beinahe alle Handlungen die seine Regierung bezeichnen, seinen Vormündern, der Großmutter Adelheit, der Mutter Theophania, und dem Erzbischoff Willigis von Mainz zuzuschreiben. Diese gemeinschaftliche Weiber = und Pfaffenregierung, war dann nichts anders, als ein wunderliches Possenspiel von Weiberlaunen, Mönchsphilosophie und Mönchspolitik im ächt römisch, italienischen und griechischen Geschmack abgefaßt, und auf deutschem Grund und Boden aufgeführt; denn die Dämpfung der böhmischen, pohlnischen und andern Unruhen der slavischen Völker hatte Deutschland ganz alleine den Bemühungen des klugen und tapfern Markgrafen Eckards von Meißen zu danken. Und obwohl Otto nach seiner

Voll=

Volljährigkeit selbst einigen Einfluß auf die Regierung bekam, so ward sie doch wesentlich nicht gebessert, weil man ihm von Jugendauf so viel Geschmack an der gedachten Regierungsart beizubringen gewußt hatte, daß er sich wenigstens in der kurzen Zeit seiner Regierung unmöglich davon losreißen konnte. Man darf sich also gar nicht wundern, daß man unter der sogenannten Regierung Otto des Dritten alles, wiewohl vergeblich anwandte, um dem Erzbischofthum Magdeburg seinen vorigen Glanz und seine vorige Größe wieder zu verschaffen, und daß der junge Kaiser selbst wegen der Eingriffe seines Vaters in das Heiligthum der Bischöffe und der übrigen Clerisey, sich nicht beruhigen wollte, oder daß er dessen Seele jetzt durch unbedingte Gewährung aller Bitten der Clerisey erretten zu müssen wähnte. Eben so wenig wird man sich wundern, daß er bei seinen jungen Jahren, und ungeachtet des Glanzes der seinen Thron umgab, und woran auch er nicht wenig Behagen fand, doch nicht übel Lust hatte, seine Krone gegen eine Kutte zu vertauschen.

Otto der Dritte war ein eben so eifriger Proselitenmacher, wie weiland sein Grosvater; dieß bezeugen seine errichteten und erweiterten Erzbißthümer und Bißthümer, Passau, Gnesen, Breslau, Cracau, Colberg. Und eben so wie Jener beförderte er auf alle Weise das Ansehen und die Macht der Clerisey, zum Nachtheil seiner oder seiner Nachfolger selbst, indem er ihrer Gerichtsbarkeit nicht nur ganze Distrikte unterwarf, sondern wohl noch gar einen Theil seiner eigenen Revenuen den Bischöffen abtrat, um wie man ihm weismachte, diese Distrikte besser anbauen

zu können. Aber scheinheilig wie Otto der Erste, scheint er nicht gewesen zu seyn. Die Geistlichen beschäftigten überall mehr seine Aufmerksamkeit als die Laien, daher fand er in Deutschland und Italien, nebst der Sorge für sein Steckenpferd, fast nichts anders zu thun, als in den Klöstern herumzureißen, und solche zu reformiren. Er machte hauptsächlich deswegen eine Reise nach Polen, um das Grab des Bischoff Alberts zu besuchen, und eine andere nach Achen, um die Ueberreste Karls des Ersten zu sehen, von welchem man ihm gesagt hatte, daß er eben so fromm als groß gewesen sey. Deswegen behielt er Karls goldenes Kreuz für sich, und vertauschte den goldenen Stuhl, worauf dessen Körper ruhete, an den pohlnischen Herzog, um einen Arm jenes Alberts.

Seine Vorliebe gegen alles was römisch und griechisch war, und seine Geringschätzung deutscher Ehrlichkeit und Sitten, mußte nothwendig die Gemüther seiner Landsleute noch mehr von ihm entfernen, als sie es zuvor schon durch den Umstand gewesen waren, daß er von einer griechischen Mutter abstammte. Wie wenig er bei ihnen beliebt war, kann man schon daraus abnehmen, daß sie ihn fast nie anders als den Griechen nannten. Dieser Name deutete damals den höchsten Grad der Verachtung in Deutschland an. Was konnten sich aber auch die Deutschen für eine Rechnung von ihrem Oberhaupt machen, welches in allem Ernste darauf ausgieng, seine Residenz aus Deutschland nach Italien zu verlegen, und dadurch Deutschland gleichsam zu einer römischen Provinz umzuwandeln? Wie konnten sie da wohl Liebe zu ihm haben, da er ihre Offenher-

zig-

zigkeit sächsische oder deutsche Rohheit schalt, und sie der italienischen feinen Lebensart so lange nachsetzte, bis er endlich mit Schaden klug worden war, und eingesehen hatte, daß diese nichts anders als schleichendes Gift der Empörung, Treulosigkeit und Verachtung gewesen sey. Allenthalben wo er gieng und stand waren Griechen oder Römer und Maitressen seine Gesellschafter. Und diese Günstling betrachteten die Deutschen damals ungefähr eben so, wie sie noch vor wenig Jahren von jenen ausgewanderten oder ausgetriebenen französischen Taugenichts, welche an mehr deutschen Höfen sich zu den fürstlichen Favoriten emporgeschwungen hatten, auch betrachtet wurden. An Otto des Dritten Hofe sahen unsere Vorfahren außer den vier damals gewöhnlichen Erzämtern zum erstenmal eine Art von Garderobmeister, (Vestiarius) einen Oberhofmeister, (Magister palatii) einen römisch griechischen Feldmarschall (Magister Militiæ), Admiral (Præfectus navalis) und mehr andere fremde Dinge. Auch eine griechische Gemahlinn wollte dieser Kaiser noch haben, die ihm aber der Tod nicht gönnete. Wiewohl es sehr wahrscheinlich ist, daß er auch den deutschen, und am allerwenigsten den römischen Frauen nicht abhold gewesen sey, so daß vielleicht doch die reizende Wittwe des Crescentius und manche andere schöne Frau — willkührlich oder nicht, das wollen wir hier nicht untersuchen — ein wenig Schuld mit an dem frühzeitigen Tod des unverheiratheten, sanftmüthigen, galanten und im Frauenzimmer erzogenen Otto gehabt haben mag. Ditmar selbst, sagt daß die deutschen Frauen unter Otto dem Dritten anfiengen, sich nicht mehr wie Matronen, sondern wie Buhldirnen zu tragen, und sehr die Gränzen des Ehe-

Bettes überschritten —! —! —! Otto war nie beredter, als wenn er in Noth war, nie tapferer, als wenn er seine Deutsche um sich wußte. Er hatte alle Eigenschaften zu einem recht guten Regenten eines Serails, aber Männer zu beherrschen verstand er nicht. Er versprach viel, und hielt wenig — nicht absichtlich, sondern weil er nicht Vestigkeit des Charakters hatte, und mehr von seinen Leidenschaften und seinen Günstlingen, als von sich selbst abhienge. So war er stets ohne Beharrlichkeit bei der Tugend, und ohne Muth ganz lasterhaft zu seyn, immer nur halb, und nie ganz was er seyn sollte. Alles dieses waren Früchte einer verkehrten Erziehung. Hätte Otto seinen Vater nicht so frühzeitig verloren, so wäre er vielleicht ein ganz anderer Mann worden, denn sein Herz war unverbesserlich, seinem Verstande fehlte es nur an der Ausbildung, und seine natürliche Sanftmuth kontrastierte sehr mit seinen affektirten Gewohnheiten des weiland römischen und griechischen Despotismus.

Von Otto des Dritten, in der weiten Welt berühmten Gerechtigkeit (Justitia mundi) wußten nur die Geistlichen, seine übermäßige Sanftmuth (mitissimus) erfuhren ganz unverdienterweise nur seine Lieblinge, die Römer, die sie gleichwohl nicht erkennen wollten. Seine wackern Deutschen hatte er aber so sehr vernachläßiget, daß sie ihn für nichts weniger als für ein Wunder der Welt (Mirabilis, mirabilia mundi) halten konnten, sondern ihn höchstens nur unter ihre mittelmäßigen Regenten zählten.

Hein-

Heinrich II.

1002. — 1024.

Das Wittichindische Haus hatte Deutschland in der Person Heinrichs des Ersten sein größtes Oberhaupt bisher, gegeben; eben dieses gab ihm jetzt in der Person Heinrichs des Zweiten das kleinste — selbst Ludwig den Frommen nicht ausgenommen. So stand denn also Heinrich der Zweite, genannt der Heilige, allen seinen Vorfahren und Nachkommen am Reich bei weitem nach. Eine Wahrheit, die kein Geschichtforscher im Ernste bestreiten mochte, noch bestreiten kann. Seine Zeitgenossen sahen seine Regierungsunfähigkeit gar wohl ein; daher mochten sie von ihm anfangs durchaus nichts wissen, als er Otto des Dritten erledigten Thron besteigen wollte. Alle weltliche Große versagten ihm dazu einmüthig ihre Stimmen, und gaben solche seinen weit verdientern Competenten. Ja, seine Basen, des vorigen Kaisers Schwestern, wurden sogar verlacht und verspottet, als sie für ihren Vettern eine Vorbitte bei den sächsischen Fürsten einzulegen gekommen waren — gleichsam als wenn sie eine Vorbitte gethan hätten, welche mit ihrem sonst gerühmten Verstande gar nicht zusammen zu räumen sey. Heinrich war auch wirklich der Mann nicht, der sich den Deutschen hätte empfehlen können; denn erstlich stammte er aus der Wittichind-Bairischen Linie ab, die beinahe in ganz Deutschland verhaßt war,

dann

dann hinkte er (*) und war überhaupt von einer sehr schwächlichen Leibesbeschaffenheit, mit Steinschmerzen und der fallenden Sucht geplagt, immer melancholisch, furchtsam, aberglaubisch, und fast einfältig, mehr zum Bethen als zum Kriegen aufgelegt, und in der That zu nichts weniger als zum Regenten eines so weitläufigen kriegerischen und unruhigen Staats als Deutschland damals war, geschickt. Heinrich selbst scheint sich nicht viel Mühe darum gegeben zu haben, und was Andere für ihn gethan hatten, war lange vergeblich gewesen.

Seine Gemahlinn Kunigunda, ihr Gewissensrath, und die mehresten deutschen Bischöffe, die sich von der Erhebung eines so frommen und lenksamen Mannes unendlich viel Gutes versprechen konnten, wollten schon verzweifeln, als es ihnen zuletzt doch noch gelang, die Reichskleinodien wegzukapern — mit List, Ueberredung oder Gewalt

(*) Einige schreiben die Ursache davon einem Zufall auf der Jagd, Andere einem unglücklichen Desperationssprung im Kriege zu: wieder Andere waren gar so unverschämt, den Leuten weiszumachen, daß er wie weiland der Erzvater Jakob mit einem Engel gerungen, dieser ihm gleichfalls die Hüfte verrenkt, und dazu auf lateinisch gesagt habe: Hoc tibi erit in signum dilectionis Filii Dei. — Ich will meinen Lesern in ihrem Urtheil nicht vorgreifen: am Ende dieser Charakteristik werden sie so ziemlich auf das Wahre kommen, wenigstens wir einerlei Meinung seyn.

Gewalt (*), das ist im Grunde immer eines. Der wichtigste, verdienstvolleste, daher auch für Heinrich gefährlichste Nebenbuhler, Markgraf Eckard von Meißen, ward in den heiligen Mauern eines Klosters ganz unvermuthet erschlagen. Heinrichs Bischöffe — gesetzt daß sie nichts darum gewußt hätten — schrieen dieses doch als einen Fingerzeig Gottes aus, daß nähmlich Heinrichen und keinem andern die Krone gehöre; und nahmen — gesetzt daß sie darum gewußt hätten, — den Mord auf ihre Seele, und absolvirten Heinrich noch zu allem Ueberfluß, wegen seiner etwaigen Bedenklichkeiten. Die Franken insbesondere, waren so gutwillig, sich durch seine Geschenke blenden zu lassen, und so ward denn der zweite Mitbewerber Herzog Hermann von Schwaben hintergangen, und ehe sichs dieser vermuthete, Heinrich in Mainz von dem dasigen Erzbischoff, den Franken und seinen Baiern, in der größten Geschwindigkeit zum König ausgerufen, und natürlich eben so schnell, und — wenn gleich wider alle Gewohnheit — daselbst gekrönt. Kurz, das ganze übrige Deutschland, das sich ungefähr eben so dagegen verhielt, wie funfzehen ge-

gen

(*) Der größte Theil der Gelehrtenrepublique hält den Kanzler Peter von Ludwig für einen ausgemachten Sonderling. Ich gestehe frey heraus, daß viele seiner gewagt scheinenden Behauptungen mit meinen Untersuchungen übereinstimmten. Aber man muß nichts destoweniger ein Sonderling seyn, wenn man wie er, die List und Gewalt vertheidigen kann, mit welcher Heinrich der Heilige, die Reichskleinodien in seine Hände brachte.

gen eins, war angeführt, und mußte sich damals von den Provinzen Franken und Baiern Gesetze vorschreiben lassen. Damit aber dieses nicht zu sehr auffallen möchte, mußte sich Heinrich von einem Ort zum andern schleppen, und noch dreimal krönen lassen, als zu Achen, Merseburg und zu Duisburg. Ein Gebrauch, der zuvor und nachher in Deutschland ganz unerhört gewesen seyn würde. Auf diese Art ward also Heinrich aus einem Herzog von Baiern, König der Deutschen, und in der Folge Kaiser. Das übrige Deutschland, da es sahe, daß die Sache nun einmal so weit gediehen sey, war endlich auch nicht unerkenntlich gegen Heinrichs Geschenke und Versprechungen, und erkannte ihn um so lieber für sein Oberhaupt, als es sehr bald einsahe, daß seine Frömmigkeit und Friedfertigkeit ihm nicht zuließ, sich um etwas anders als um seine Ehestandszwistigkeiten und sein Seelenheil zu bekümmern, daß er den unter ihm häufig eingerissenen Befehdungen immer lieber mit trostreichen Sprüchen, als mit dem Schwert in der Faust, Einhalt zu thun suchte — und daß man alles von ihm haben konnte, wenn man sein geistliches Steckenpferd sattelte, oder seine und seiner Kunigunda beispiellose Enthaltsamkeit lobte, oder auch beider geistlichen Gewissens = und Staatsräthen lieblichen Weihrauch streuete.

Heinrich, als Herzog von Baiern, der Dritte dieses Namens, war der Sohn Heinrichs des Zweiten von Baiern, sonst auch Hezilo genannt, wovon ich in der ehevorigen Charakteristik gesagt habe, und der Gisela, einer Tochter König Konrads in Burgund, die ihn im Jahr 972.

den 21. July gebar. Seine Gemahlinn selbst, Kunigunda, war eine Tochter Graf Siegfrieds von Luxenburg. Seine Leibesbeschaffenheit gestattete ihm nicht die Pflichten eines Ehemannes zu erfüllen. Nichts war ihm daher leichter, als das Gelübte einer Enthaltsamkeit ohne Beispiel — oder wie man es des Wohlklanges und des Verdienstes wegen, nennen zu müssen glaubte — einer immerwährenden Keuschheit.

Es ist möglich, daß seine Gemahlinn sich zu einer ähnlichen Tugend vergelübdet habe, aber fast unmöglich, daß sie solche auch gegen jeden andern als Heinrich habe beobachten können; mehr als wahrscheinlich also, daß eine junge feurige Kaiserinn — die unbeschadet ihrer Hoheit, doch immer auch ein Mensch bleibt, mithin auch Fleisch und Blut hat, folglich nicht im Stande ist, ein solches Gelübde, im strengsten Verstande, und eine Ewigkeit hindurch zu erfüllen — endlich doch die platonische Liebe ihres hectischen Ehemannes, gegen die physische eines gewandten und gesunden Hofmannes vertauscht habe, der dazu gleich wieder absolvieren, und vielleicht den großen Unterschied zwischen vorsätzlicher und nicht vorsätzlicher Sünde, auch zu rechter Zeit zu demonstriren wußte. Ich weiß zwar wohl, daß Kunigunda ihrem nichtsdestoweniger eifersüchtigen Gemahl, ihre Unschuld durch ein Gottesurtheil dargethan hat, und daß man ganze Disputationen de Innocentia Cunigundæ geschrieben habe. Allein ich weiß auch, daß es damals, und jetzt Mittel gab, alle Gottesurtheil zu vermögen, daß sie den Wünschen der Sterblichen genau entsprechen mußten, und glaube festiglich, daß alle

aus

aus der Luft gegriffene Allegaten der Compilatoren nicht so überzeugend sind, als die gesunde Vernunft mit Beistimmung der Mutter Natur.

So viel wagte doch noch kein Bischoff zu Rom, daß er sich getrauet hätte, Jemand bei lebendigem Leibe heilig zu sprechen. Auch Kunigunda war nicht heilig bei lebendigem Leibe. So dachte aber freylich Heinrich nicht, daher blieben auch seine Gemahlinn und sein Kanzler Eberhard, bei ihm nachher so schuldlos als zuvor: daher stiftete er für diesen sogar ein Bißthum, welches an Glanz und Größe seines Gleichen damals in Deutschland gar noch nicht hatte, und ein unwiderlegbarer Beweiß von Heinrichs unverzeihlicher Gedankenlosigkeit war. Ich meine die Entstehung des Bißthums Bamberg, welchem er nicht nur sein ganzes älterliches eigenthümliches Erbe schenkte, sondern noch mehr dazu kaufte und gab. Weit über alle andere deutsche Bißthümer erhaben, war dieses Bißthum deswegen, weil es nur allein dem Pabst zu gehorchen nöthig hatte. Man kann eben so richtig sagen, daß Heinrich dadurch sich und seinen Nachfolgern eines der gefährlichsten Dinge von der Welt habe auf den Hals laden, und der römischen Hierarchie sogar einen eigenen Thron mitten in Deutschland habe erbauen wollen.

Wenn auch Heinrich sonst nichts für den Pabst und seine Subalterne gethan hätte, so hätten ihn gleichwohl die Päbste schon um dieses einzigen Charakterzugs willen in die Zahl der Heiligen setzen müssen. Zum Glück hat Bamberg meisten Theils gute und patriotisch denkende

Bischöffe

Bischöffe gehabt; und diesem Umstande einzig und alleine ist es zuzuschreiben, daß dieses Bißthum seine Gewalt und sein unerhörtes Vorrecht, zum Schaden Deutschlands, in der Folge nicht mißbrauchte. Es ist unglaublich, was für Demüthigungen sich der Kaiser unterwarf, um seine Absicht mit Bamberg zu erreichen. Der Bischoff von Würzburg hatte gegründete Ursachen wider die Einrichtung dieses neuen Bißthums zu protestiren, denn ihm entgieng dadurch sehr viel, und alle andere Bischöffe waren neidisch über den besondern Vorzug, welchen Bamberg vor ihren Bißthümern haben sollte.

Heinrich fand also sehr viele Schwierigkeiten. Er bath, er schenkte, er versprach lange vergeblich. Nur durch das Versprechen, daß er es bei dem Pabst dahin bringen wolle, daß Würzburg zur Entschädigung, die Erzbischöfliche Würde erhalten solle, ließ sich der Würzburger etwas geneigter finden. Aber noch glaubte Heinrich nicht genug gethan zu haben. Man höre und staune: Er geht selbst auf das Concilium zu Frankfurt, vergißt dort seine Würde so sehr, daß er sich den Bischöffen zu Füßen wirft, sie Herren und Väter, sich selbst aber eine Wenigkeit (*) nennt, und um Gottes — um des Heils seiner Seelen willen, und um alles was ihnen selbst lieb und theuer ist, bittet, die Errichtung seines Bißthums zu genehmigen, oder ihm dazu zu verhelfen. Der Bischoff von

(*) Domini & patres a mea parvitate huc adsciti convenistis.

von Halberstadt frappirte dieses niedrige und bemitleidens= würdige Betragen wie er es nannte, (miserabilis — — nimis humilis — —) so sehr, daß er alles anwandte, um den Bischoff von Würzburg auf des Kaisers Seite zu bringen.

Heinrich gieng noch weiter: Er muthete nähmlich denjenigen Fürstenthümern welche bei einem Kaiser die Erzämter versehen mußten, zu, daß sie jedesmals auch die nähmliche Ehre seinem Bamberg erzeigen sollten. Es sieht ihm allerdings sehr ähnlich, daß er in ein Kloster gehen, und Mönch werden wollte: er war es ja so schon in der That, nur der Name fehlte noch. Das Reich würde bei diesem Schritt gar nichts zu verlieren gehabt haben, destomehr aber die Klöster und Bischöffe, weil es ihnen nützlicher war, daß er länger regierte, um länger verschenken zu können. Wirklich hintertrieben Geistliche seinen Entschluß ganz alleine, indem sie ihn jetzt außer dem Kloster so selig priesen, als einen ihres gleichen innerhalb demselben, und also Heinrich dadurch wieder völlig beruhigten. Fast alle Stifter und Klöster brandschatzten glücklich seine einfältige Gutherzigkeit, und scheinen sich ordentlich zusammen verschworen zu haben, ihn dadurch seiner kaiserlichen Domainen in Deutschland und Italien, zum größten Schaden des Reichs und seiner künftigen Beherrscher, zu berauben. Dafür nannten sie ihn ihren Vater; eine Benennung, auf die er sehr stolz

war,

war, denn ganz heilig konnte er nicht anders, als erst nach dem Tode, und nach vielen Jahren werden. Ich will nur noch Einiges zum Beweiß anführen. Die Kirche zu Merseburg bekam einen ganz goldenen Altar; die reducierte Abtey Merseburg selbst aber, machte er wieder zu einem Bißthum. Der Erzbischoff Tagino von Magdeburg, welchem er zu seiner Würde verholfen hatte, durfte zwar wegen der zugemutheten Herausgabe einiger Güter zu dem Ende, überhaupt nicht widersprechen; dem Bischoff von Halberstadt, mußte er als Aequivalent hundert Hueben Landes abtreten; die Bischöffe von Zeiz und Meißen aber, scheinen damals leer ausgegangen zu seyn: indem wir finden, daß Heinrich gegen sie alleine, Muth genug gehabt habe, sich auf seine königliche Macht zu berufen. Was demnach Otto der Erste, böse gemacht — was dessen Sohn Otto der Zweite gut gemacht — was Otto der Dritte wieder böse machen wollte, aber nicht konnte; das machte hier Heinrich der Zweite in der That böse; denn der kluge Giseler von Magdeburg, der auch ihm im Wege gewesen seyn würde, lebte nicht mehr. Dem Bischoff zu Worms schenkte er die ganze Grafschaft im Löwengau (Lobodengauue) mit allen Zugehörungen; dem Domherrn zu Worms aber, die Pfarr Boppard und die Zollgerechtigkeit daselbst. Dieser Kaiser war also so wenig zum Denken aufgelegt, daß er nicht einmal daran dachte, was für Schaden durch die Ludwigischen, Arnulfischen und Ottonischen Verleihungen der königlichen Regalien

galien an die Bischöffe und andere Große des Reichs, ihm und seinen Vorfahren schon zugefügt worden war, und seinen Nachkommen noch zugefügt werden müßte, weil er jetzt sogar anfieng, solche kaiserliche Vorrechte an die Domkapitel zu verschenken. Man weiß wahrlich nicht, was man von seinem Verstand denken soll, wenn man ließt, daß er dieser Schenkung recht vorsätzlich, die Clausul habe beisetzen lassen: daß Niemand, wes Standes und Würden er auch sey, das Domkapitel in diesem Recht auf irgend eine Weise beeinträchtigen oder auch nur überhaupt etwas dagegen zu erinnern haben solle (*). Jener Abt von Sankt Maximin bei Trier, muß seiner etwaigen Frömmigkeit unbeschadet, die Bequemlichkeit überaus geliebt haben, weil sich diese Herrlichkeit von der Heinrichischen Wenigkeit ein Privilegium geben ließ, daß er nicht gehalten seyn solle, auf einem Reichstag, der nicht zu Mainz, Metz oder Kölln (das ist in der Nähe von Sankt Maximin) gehalten würde. Die Klöster zu Sankt Ulrich und Sankt Afra zu Augsburg, bedachte er auch mehr als es nöthig war. Daß Heinrich nichtsdestoweniger seine Rechte männlich über die Geistlichkeit ausgeübt habe, ist nach allem, was

---

(*) Volumus autem et irrefragabiliter statuimus, ne aliquis Episcopus seu præpositus aut aliqua alia privata persona aliquid juris in eodem teloneo Bothpardiæ habeat, sed prædicti Canonici tantum rebus suis rationabiliter ad honorem Dei inde provideant.

was ich erzählt habe, beinahe eine lächerliche Behauptung. Womit will man sie unterstützen? Doch nicht damit, daß er seinen Liebling Tagmo zum Erzbischoff von Magdeburg gemacht — und solchem den weitverdientern Walter nachgesetzt hat, der sogar schon Probst daselbst war, und in alle Wege die gegründetesten Ansprüche auf die bischöfliche Würde seines Stifts zu machen hatte? — und dazu ließ sich ja Heinrich so sehr herab, daß er Waltern an seinen Hof einlud, ihn um seine Verzichtleistung bath, und dagegen viel versprach, nur um seine oder vielmehr seiner Kreatur Absicht erreichen zu können. Tagmo starb bald als Erzbischoff, und jetzt ward Walter zum zweitenmale gewählt; Heinrich hätte äußerst unbillig und undankbar seyn müssen, wenn er Waltern wieder nicht beståttiget hätte. Wenn der feine Bischoff Ditmar von Merseburg den Magdeburgischen Domherren damals zu verstehen gab, daß sie Heinrichen befehlen lassen, und sie selbst handeln sollten, so kann man auf seine wahren Gesinnungen schließen, und daß er Heinrichen im Herzen nicht einmal für den Mann gehalten haben könne, für den er ihn seinen Zeitgenossen und der Nachwelt schilderte. Ich weiß zwar wohl, daß man noch einen Beweiß von Magdeburg anführt, nach welchem Heinrich seine Rechte männlich über die Geistlichkeit ausgeübet haben solle. Man kann aber schlechterdings nichts anders damit beweisen, als daß er wieder einen Günstling, Namens Gero gehabt habe, der gerne Erzbischoff seyn wollte — daß er deswegen

 selbst

selbst nach Magdeburg gereißt, um die Domherren dort zu bitten, zu bestechen und sich gegen selbige zu reversiren. Ich glaube daß ein Kaiser oder deutscher König, der seine unstreitigen Rechte über jenes Erzbischofthum hätte ausüben wollen, einzig und alleine auf der Bahn, die ihm Otto der Zweite gebrochen, hätte fortgehen — sich durch kein Klostergespenst davon abschrecken — und am allerwenigsten einen Revers dagegen hätte ausstellen müssen. Es gehört schwerlich unter die Legenden, wenn man hin und wieder behauptete, daß Heinrich die römische Curie in einem besondern Privilegio von der alten Verbindlichkeit, bei der Pabstwahl einen kaiserlichen Gesandten zuzulassen, losgezählet habe. Der Gebrauch der nachfolgenden Zeiten beweißt nichts dagegen, wohl aber daß Heinrichs Nachfolger klüger waren als er. Wie haben gesehen, was dieser Kaiser alles für seine Geistlichkeit zu thun im Stande war, und der Pabst war ja ihr Haupt; wenigstens bezweifelte Heinrich dieses nie. Heinrich ernannte — sagt man — die Bischöffe wo möglich selbst, in der Absicht — fügt man hinzu — um die Kirche mit würdigen Vorstehern zu versehen. Allein er hatte ja gar keinen eigenen Willen, und wer waren seine würdigsten Vorsteher? Antwort: die listigsten oder die welche am meisten Zutritt zu seinem Hofe hatten. Wahrscheinlich hat ihn doch irgend ein gut- und patriotischdenkender Mann einmal aufmerksam auf seine fromme, und ihm und seinen Nachfolgern oder dem Reiche so sehr nachtheilige Verschwendung gemacht. Daher sagte er einstmal

zu

zu dem unersättlichen Bischoff Meinwerk von Paderborn ganz ungeduldig: Gott und alle Heiligen sollen dich hassen, daß du nicht aufhörst mich zum Nachtheil des Reichs meiner Güter zu berauben. — Selig bist du — versetzte dieser — denn der Himmel wird dir für deine Freygebigkeit offen stehen, und deine Seele wird die ewigen Freuden dafür genießen. — Der Bischoff erhielt was er wünschte, und Heinrich — blieb der alte. Es ist freilich wahr, daß seine Frömmigkeit ihn zu keiner unthätigen Ruhe führte, sondern daß er im Gegentheil beständig in Deutschland herum gereißt seye: aber daß es nicht an ihm lag, die Thätigkeit dem unthätigen Klosterleben vorzuziehen, haben wir oben gesehen. Und was hatten denn seine Reisen zum Gegenstand? — fast lauter geistliche Angelegenheiten; der Einsetzung der Prälaten beizuwohnen; Klöster zu besuchen, zu stiften und zu beschenken; Wallfahrten zu thun, und bei Kirchenversammlungen zu präsidiren. Ich bin weit entfernt, seine Ehrlichkeit und Gutherzigkeit zu bezweifeln; allein darauf wird sich kein anderer als ein Heinrich der Zweite, je etwas zu Gute thun, denn sie gränzten ganz unstreitig, zu sehr an Einfalt.

Ditmar legt zwar die Schuld den Herzogen und andern Grafen bei, daß unter ihm so wenig Justiz, und dagegen so viele Gewaltthätigkeiten zu finden waren; allein Ditmar dachte öfters anders als er schrieb — auch sprach er hier als Pfaff, der dadurch seine Kollegen die an Heinrichs

richs Hofe ihr Wesen trieben, rechtfertigen wollte — und man vergleiche nur überhaupt alle Handlungen dieses Kaisers und seiner andächtigen Freunde mit diesem Vorgeben, so wird man leicht einsehen, daß dazu die Unthätigkeit des Hofs — wenigstens sehr viel geholfen habe. Heinrich war ein Todfeind von Heirathen mit einer Anverwandten, wenn sie auch gleich weitläufig war. War nichts im Stande ihn zu nöthigen die Waffen zu ergreifen, so war es dieser Beweggrund; wie er gegen den Graf Otto von Hammerstein bewiesen hatte. Oder er hielt der Mühe werth, bei solchen besondern Fällen eine Kirchenversammlung auszuschreiben; wie z. B. wegen der Heirath des Herzogs Cuno von Kärnthen. Heinrichs wegen hätte überhaupt die Welt gar wohl aussterben dürfen. Wer ein Amt haben wollte, geistlich oder weltlich, der mußte einen ansehnlichen Bart haben: denn die Jugend stand dem Alter bei ihm weit nach, ohne andere Nebenverhältniße. Und wer etwas bei ihm zu suchen hatte, der that gut, wenn er sich mit seinen Anverwandten verstand — besser, wenn er sich an seine Gemahlinn addreßirte — am allerbesten, wenn er sich an die Herren mit der Tonsur hielt. Z. E. da Heinrich König ward, so trat er sein erledigtes väterliches Herzogthum Baiern, nicht an seinen leiblichen Bruder Bruno, dem es der Billigkeit gemäß, gebühret hätte, auch nicht an den Herzog Heinrich von Schweinfurt ab; dem er großen Theils seine Erhebung zu danken, und dem er wahrscheinlich Baiern versprochen hatte, sondern an den

Bruder seiner Gemahlinn, Heinrich von Luxenburg; der gar keine Ansprüche darauf zu machen hatte. Diese seine Unbilligkeit oder eheliche Sclaverey hatte wirklich Gelegenheit zu einem gefährlichen Aufstand in Baiern und Franken gegeben. Seinen Bruder glaubte er endlich noch dadurch entschädigt zu haben, daß er ihm das kleine und magere Bischofthum Augsburg statt dem großen und fetten Baierlande gab, und ihn dadurch zum geistlichen und ehelosen Stand zwang; wodurch er zugleich seine ganze eigene Familie vertilgete. Ein andermal wollte Kunigunda ihrem zweiten Bruder Adelbert zum Erzbißthum Trier verhelfen, — die Trierer selbst wünschten sich ihn und keinen andern. Allein Megingaud war zum Glück älter als dieser, und hatte Heinrichs Freunde auf seiner Seite; daher ward er Erzbischoff, aber leider! ward dadurch auch Krieg in Lothringen und an der ganzen Gränze dort herum. Unter den weltlichen Fürsten hat sich keiner Heinrichs Schwachheit so sehr zu Nutzen gemacht als Boleslaus von Pohlen, der ungeachtet seiner Tapferkeit und Klugheit sich nicht getrauete, seine Herrschaft zum Nachtheil des deutschen Reichs zu erweitern, so lange Markgraf Eckard von Meißen lebte; vor welchem er eine solche Furcht hatte, daß er sich in dessen Gegenwart nicht einmal niederzusetzen getrauete. Kaum war aber, wie man oben gehört hat, Eckard auf die Seite geschafft, so kam Boleslaus, und both Heinrichen seine Dienste an: Er wolle ihm Sachsen sichern, machte er ihm weiß. So nahm also Bo-

leslaus Besitz von Meißen. Als er einmal darinnen war, gieng er nicht eher heraus, bis ihm Heinrich davor die Lausnitz abgetreten hatte. Man werfe mir nicht ein, daß sich der Kaiser damals nicht anders habe helfen können; denn er hätte nur den Söhnen Eckards — oder weil ihm diese wieder zu jung waren — Eckards Bruder Gunzelin, ihr väterliches Land lassen sollen. Diese fürchtete Boleslaus noch; denn auf ihnen ruhete der Geist ihres Vaters und Bruders, der noch immer im Stande gewesen wäre, Boleslaus in seinen Schranken zu halten. Aber dieser schlaue Mann wußte einer Seits Heinrichen die Binde sehr fest über die Augen zu ziehen, und anderer Seits mag Heinrich selbst, ungeachtet seiner Frömmigkeit, doch nicht frei von dem Laster der Unversöhnlichkeit oder des Neides gewesen seyn, weil er Eckards Blutsfreunden ihr ganzes Leben hindurch, nachgetragen hatte, daß ihr Vater und Bruder größer, und dem deutschen Throne näher gewesen, als er. Boleslaus betrug sich nun auch gar nicht einmal mehr als des Kaisers Vasall, that was er selbst wollte, zog Deutschland in einen Krieg mit Böhmen, Pohlen und selbst einigen Provinzen mitten im Reiche. Man kann also nicht läugnen, daß auch an diesem Kriege wieder Heinrich viel Schuld war. Deutschland würde unter seiner Regierung, sicherlich wieder in seinen ehemaligen Verfall gerathen seyn, wenn es nicht zum Glücke von der Seite Frankreichs den Rücken sicher gehabt hätte; welches bekanntlich eben damals mit einer neuen Epoche, mit sich selbst zu sehr be-

schäftigt war. Auf die Art und Weise, wie Heinrich die Kaiserwürde erlangt, hatte er gewiß auch nicht Ursache stolz zu seyn. Der Pabst konnte ihm nicht anders als günstig seyn, weil er sich bei allen Gelegenheiten zu sehr als sein unbedingter Verehrer gezeigt; der von einem Theil der Italiener beleidigte Ehrgeiz eines stolzen Erzbischoffs zu Mailand, trug auch das Seinige dazu bei; und endlich noch die Grundsätze der Italiener, denen kein Oberhaupt gewünschter seyn konnte als das damalige deutsche, das mit sich machen ließ was man nur immer wollte. Gefallen aber wollte es ihm in Italien durchaus nicht: nicht aus besonderer Vorliebe für sein Vaterland; sondern weil er daselbst mehr Streitigkeiten hätte beilegen, und die Waffen ergreifen müssen, und weil er dort weniger Zeit hatte zu bethen, Klöster und Kirchenversammlungen zu besuchen, und sich mehr um weltliche als um geistliche Sachen hätte bekümmern müssen. Deswegen also sehnte er sich in sein blumichtes Paradieß, wie er Baiern nannte, zurück, und deswegen eigentlich hatte er einen so großen Abscheu vor Italien. Die Regierung Heinrichs unterscheidet sich von der Regierung seiner Vorgänger auffallend auch dadurch, daß er zuerst geistliche Zwangsmittel in weltlichen Angelegenheiten wählete. Ein Beweiß mehr, was die Pfaffen für einen mächtigen Einfluß auf seine Regierung gehabt haben. Denn als er die Pohlen und Böhmen zur Raison bringen, und seine Deutschen zu dem Ende aufrufen wollte, drohete er ihnen selbst mit dem päbstlichen Bannfluch

im Weigerungsfalle, und als sich seine Ritter durch seine frommen Vorstellungen von ihrer Befehdungssucht durchaus nicht zurückebringen lassen wollten, ließ er sie schwören, daß sie Ruhe halteu wollten. Daß beide Mittel nicht zweckmäßig waren, zeigte der Erfolg.

Heinrich starb endlich in seinem zwei und funfzigsten Jahr am 13ten Juli 1024. nachdem er zwei und zwanzig Jahre laug Deutschlands Oberhaupt geheißen hatte. Eugen der Dritte und Innocenz der Dritte wiesen ihm und seiner Kuniguuda für baares deutsches Geld im Himmel einen Platz unter den Heiligen an.

Heinrich der Zweite genannt der Heilige, auch der Vater der Mönche, behauptet unter allen deutschen Reichsoberhäuptern, den ersten Platz im Himmel und den letzten auf Erden.

Druckfehler und Verbesserungen
vom Ersten Theile.

In der Vorrede Zeile 4. von unten: fast statt fest

S. 18. Z. 9. v. u. seinem st. seinen

S. 26. Z. 1. v. u. Lebens st. Todes

S. 29. Z. 7. von oben. Streiche aus den und setze dafür: zwischen dem Jahr 800. und 808.

S. 36. Z. 7. v. o. fortfuhr st. fortgefahren war.

S. 31. Z. 3. v. u. in der Note, unserm st. unsern

S. 39. Z. 13. v. u. Fontenai st. Fontnai

— — — 11. v. u. Setze nach Lothar: nicht hätte

S. 40. Z. 11. v. u. seinem st. seinen

S. 43. Z. 13. v. o. Streiche aus: ihn

S. 46. Z. 16. v. o. Setze nach zu: Frankfurt am Main

S. 51. Z. 4. v. u. ihrem st. ihren

S. 53. Z. 14. v. o. Minister st. Exministes

S. 54. Z. 2. v. u. Setze nach Wahl: als

S. 55. Z. 1. v. o. Setze nach oder: an

— — — 2. v. u. Streiche aus: dazu

S. 60. Z. 2. v. o. slavischem st. slavischen

S. 62. Z. 11. v. o. Poppon st. Pappon

S. 71. Z. 4. v. u. In der Note: Wittichinds st. Wittichings

S. 83. Z. 4. v. u. angemessenern st. angemessenen

S. 86. Z. 8. v. u. Setze nach ich: ihn zu

— — — 1. v. u. Kämpe st. Kämpfe

S. 91. Z. 6. v. o. an den st. am

S. 92.

S. 92. Z. 1. v. u. Dalemintzier st. Daleminpier
S. 94. Z. 4. v. o. Streiche aus: sich
S. 95. Z. 4. v. o. Setze nach gründet: vergessen hatten

S. 105. Z. 9. v. u. genoß st. stand
S. 107. Z. 7. v. u. Strohhüte st. Strohhütte
S. 112. Z. 4. v. o. Setze nach Hunnen: herbeigeruffen
S. 113. Z. 10. v. o. demselben st. denselben
S. 114. Z. 14. v. o. Setze nach ließ: sich
— — — 9. v. u. Setze nach und: ihm
S. 141. Z. 8. v. u. in der Note: Ludewig st. Ludwig
S. 143. Z. 5. v. o. Gelübde st. Gelübte
— — — 2. v. u. Setze gewisser st. der
S. 148. Z. 4. v. u. Setze nach gehalten würde: zu erscheinen
S. 150. Z. 13. v. u. Wir st. Wie

Sehr häufig hat sich auch gegen die orthographischen Grundsätze des Verfassers, in die Worte Name, Beiname und nämlich ein h eingeschlichen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leuchs, Johann Georg, 1765-1836

Versuch einer auf Thatsachen gegründeten und freimüthigen Charakteristik der Kaiser und Könige Deutschlands Mit dem Bildniß Heinrich des Ersten, genannt der Vogler, König der Deutschen
Bd.: 1

Augsburg 1796

Germ.g. 276-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016438-3
VD18 90055330